Trans. of Pyrmi Voyage
on Rec'd Nov. 6. 1768

GAUDEO

John Carter Brown.

S. Leitner jun. fecit.

P 162

Des Commodore

Johann Byron

Erzählung

der

grossen Unglücksfälle

die er nebst seiner Gesellschaft

von dem Jahre 1740. an, bis zu seiner Ankunft in England 1746.

auf der Küste von Patagonien

ausgestanden hat

nebst

einer Beschreibung von St. Jago in Chili

und der Sitten und Gebräuche der Einwohner dieses Landes.

von ihm selbst beschrieben und aus dem Englischen übersezt.

Nürnberg

verlegts Christoph Riegels seel. Wittib.

1769.

Vorbericht.

Unter allen den Schiffen, welche das Geschwader des Herrn Anson ausmachten, litte der Wager, den der Hauptmann Cheap führte, von dem schrecklichen Ungewitter am meisten, wovon sie den siebenden Merz im 1741sten Jahre, da sie aus der Meerenge Le Maire ausliefen, befallen wurden. Dieses Schiff strandete, nachdem es

von

von den übrigen Theile des Geschwaders abgesondert war, unglücklicher Weise an einer Insel der westlichen Küste der Patagonen. Die Umstände von dem Verluste dieses Schiffs, und die Begebenheiten der Leute auf demselben, sind für so merkwürdig gehalten worden, daß einige unglückliche Officier desselben, nach ihrer Zurückkunft in England aufgefordert worden sind, solche bekannt zu machen. Es ist daher erstlich das Tagbuch des Herrn Bulkeley und

Cum-

Cummius erschienen, welches 1743. zu London gedruckt worden. Darauf folgte 1747. das Tagbuch Alexander Campbells zu Dublin 1747. das dritte ist ohne Namen des Verfassers 1751. zu London, und das vierte von Isaac Moris 1752. zu Dublin gedruckt worden. Aus diesen verschiedenen Nachrichten hat man ein einiges Werk gemacht welches 1756. zu Lyon unter dem Titel: Zusatz zu der Reisebeschreibung des Herrn Ansons, gedruckt worden.

Das gegenwärtige Werk des Herrn Byrons, nachherigen Commodore bey einer abermaligen Reise um die Welt, ist von gleichem Inhalte, und verdient die Aufmerksamkeit der Leser, nicht nur wegen der traurigen Unglücksfälle die er mit etlichen Personen ausgestanden, sondern auch wegen der genauen Beschreibung die er von den Orten ertheilet, wohin sie das Schicksal führte, bis sie wieder in ihr Vatterland kamen.

Geschrieben an
der Herbstmesse 1769.

Da

Da die Ausrüstung und Bestimmung des Geschwaders, welches im Jahr 1740. unter dem Befehle des Commodore **Anson**, seine Reise antrat, aus der weitläuftigen und wohl abgefaßten Beschreibung, die unter seiner Aufsicht heraus gekommen, zur Genüge bekannt ist: so halte ich es für überflüßig, das vorige, was in diesem Werke vorkommt, zu wiederhohlen. Indessen scheinet es doch, um das traurige Schicksal des **Wagers**, als des eigentlichen Gegenstandes dieser Schrift, besser einzusehen, nöthig zu seyn, die Anmer-

kung zu wiederhohlen, daß eine fast unbegreifliche Bethörung in der ganzen Ausführung dieses Unternehmens scheine die Oberhand gehabt zu haben. Dann ob gleich das Geschwader, auf die unverantwortlichste Weise aufgehalten wurde, bis die beste Zeit zur Abreise verflossen war: so wurde doch diese Zeit nicht gehörig angewendet, die erforderliche Anzahl Bootsleute und Soldaten herbey zu schaffen: so wie man auch für die andern Bedürfnisse zu einer so besondern und weiten Reise nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit sorgte.

Diese Nachläßigkeit war Ursache, daß nicht nur die Hauptabsicht dieser Expedition überhaupt nicht erreicht wurde: sondern daß sich auch jedes Schiff insbesondere in einen schlechten Zustande befand. Doch war unter allen keines so übel daran, als der **Wager.** Derselbe war eigentlich ein altes nach Indien bestimmtes Kauffartheyschiff, welches bey dieser Gelegenheit gekauft, und als ein Kriegsschiff ausgerüstet wurde. Weil es zu einen Vorrathsschiff gebraucht werden sollte, so wurde dasselbe mit allerley Arten Kriegs- und andern Vorrath zum Gebrauch der andern Schiffe beladen, und was noch mehr ist, so war dasselbe auch mit andern Gütern und Kaufmannswaren, gleichsam vollgepfropft. Von einem Schiffe, das eine solche

Be-

Beschaffenheit hatte, und in einem solchen Zustande war, konnte man diejenige Geschwindigkeit und Eilfertigkeit unmöglich erwarten, welche zur Sicherheit und Erhaltung desselben auf einer so hohen See nöthig war, in die es sich wagen sollte. Die Matrosen waren meistens gezwungene Leuten, die vorher schon eine lange Reise gemacht hatten und nun zu einem entfernten und gefährlichen Dienst sollten gebraucht werden; die ganze Landmacht war weiter nichts, als ein armseliges Detachement schwacher und betagter Invaliden aus dem Hospital zu **Chelsea**, die die Furcht einer langen Reise zum voraus verzagt und kleinmüthig gemacht hatte. Es ist daher gar kein Wunder, daß der Capitain **Kid**, unter dessen Commando dieses Schiff aus dem Hafen auslief, in den letzten Augenblicken seines Lebens, den Untergang desselben vorher verkündigt, ungeachtet sich, so lange er das Commando darüber führte, nichts wichtiges mit demselben zutrug.

Nach seinem Tode überkam der Capitain **Cheap** das Commando, welcher mit dem Schiff ohne einige widrige Zufälle, immer bey dem Geschwader blieb, bis wir beynahe den südlichen Eingang der Meerenge **le Maire** erreicht hatten. Da der **Wager** das hinterste Schif war, so geschah es, daß dasselbe, durch die

schnelle Veränderung des Windes gegen Süden, an den Klippen des Staatenlands beynahe gescheitert wäre. Doch kamen wir, wider alles Vermuthen des übrigen Geschwaders, glücklich vorbey, und wendeten alle nur mögliche Mühe an, den verlohrnen Weg wieder zu erlangen, und unsere Station aufs neue zu gewinnen. Wir erreichten auch unsern Endzweck, und setzten, in Gesellschaft der übrigen Schiffe, unsere Reise eine Zeitlang fort. Auf einmal verlohren wir durch einen grossen Stoß der stürmischen See unsern hintersten Mast. Bald darauf, nachdem ein starker Wind von Westen die See erstaunlich in die Höhe getrieben, drang das Wasser in das Schiff, welches nicht nur unser Boot, sondern auch das Schiff selbst eine Zeitlang anfüllete.

Dieser Zufall erschreckte uns um so viel mehr, weil unser Zimmermann eben am Bord des **Glocester** war, und durch das beständig anhaltende stürmische Wetter, welches ein Boot in die See zu lassen verbot, zuruck gehalten wurde. Nach etlichen Tagen kam er wieder zu uns, und ersetzte den verlohrnen Mast, mit einem kürzern. Allein dieses Mittel, diente uns nur auf kurze Zeit, zu einer armseeligen Hülfe. Wir sahen uns bald darauf genöthiget, unser bestes Ankertau abzuhauen, um den vordersten

Mast

Mast zu erleichtern, indem alle seine Stricke und Segel zerrissen, das Schiff selbst aber überhaupt in einen äuserst baufälligen Zustande war.

Zu diesem elenden Zustande, da wir das übrige Geschwader bereits aus dem Gesicht verlohren hatten, kam noch diese Kränkung hinzu, daß wir den Wind gegen über hatten, und also nicht an das Ufer kommen konnten. Denn da uns das Wetter nicht erlaubt, Beobachtungen anzustellen und wir keine Karte von diesem Theil der Küsten hatten, betrogen wir uns in unsern Muthmassungen, und blieben immer auf den unrechten Wege. Ungeachtet diejenigen Officier, welche den Irrthum zuerst wahrnahmen, den Capitain überreden wollten, den Lauf des Schiffes zu ändern, und sich, um mehrerer Sicherheit willen, gegen Westen zu wenden: so blieb er doch auf seinem Sinn, seinen Lauf gerade auf die Insel **Socoro** zu richten. Wenn ihm auch einige von Zeit zu Zeit die Gefahr vorstelleten, so gab er ihnen zur Antwort, daß es nicht in seiner Macht stehe, von seiner Ordre abzugehen, und daß die Abwesenheit seines Schiffes von dem Orte, wo das Geschwader zu agiren anfangen sollte, die ganze Absicht dieser Unternehmung vereiteln, und für die ganze Expedition eine traurige Folge

haben würde. Um die Ursache seiner angeführten Gründe besser einzusehen, muß man wissen, daß die Insel **Socoro**, in der Nachbarschaft von **Baldiria** liegt, welcher Ort aber ohne den **Wager**, der allen Kriegsvorrath am Bord hatte, nicht konnte eingenommen werden.

Da der Capitain die Wichtigkeit eines so frühzeitigen und unerwarteten Streichs, der den Spaniern versetzt werden sollte, sehr wohl einsah, so entschloß er sich den kürzesten Weg zu erwehlen, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen; und dieser ernstliche Vorsatz, auf keine Weise von der erhaltenen Ordre abzuweichen, machte, daß er allen Schwierigkeiten trotz bot, und alle Furcht von sich verbannete, welche indessen alle diejenigen billig beunruhigte, die nichts von seiner Ordre wusten, und gegenwärtig nur an die Gefahr des widrigen Windes denken konnten.

Wir konnten aus den Vögeln und aus dem Meergras, so wir zu Gesichte bekamen, und welche die gewöhnliche Kennzeichen einer nahen Küste sind, abnehmen, daß wir nicht weit mehr vom Lande entfernet seyn müßten. Endlich glaubten wir von der Ferne einen Hügel zu entdecken, den wir für einen von den Bergen von der Cordillerie ansahen. Doch konnten wir denselben noch nicht so genau sehen, daß wir nicht

befürchten

befürchten musten, es sey eine leere Einbildung. Wenn aber auch gleich der Capitain jetzt von der Nähe unserer Gefahr überzeugt worden wäre, so würde es doch nun zu späte gewesen seyn, solche abzuwenden. Denn da die Riemen abrießen, und die vordere Segelstange herabfiel, brauchte es lange Zeit, bis sie das Schiffsvolks, das gröste Theils, durch die ausgestandenen Fatiquen und Krankheiten abgemattet war, wieder herauf bringen konnte. Die wenigen Personen, die zu diesem Geschäft gebraucht werden konnten, sahen ein ganz deutlich Land, gegen Nordwesten zu, wohin das Schiff mit Gewalt getrieben wurde. Der Capitain gab hierauf sogleich Befehl, das Schiff gegen Süden zu wenden, und von dem Lande abzubringen. Allein das stürmische Wetter, und der Wind, der gerade auf das Land zu wehete, machte alle unsere Bemühungen, zumal da nur zwölf Personen von uns zur Arbeit tüchtig waren, unnütze und fruchtlos. Endlich brach die Nacht herein, die unbeschreiblich fürchterlich war. Wir setzten unsere Arbeit, ohne Nutzen fort. Des Morgens um vier Uhr stieß das Schiff an. Der Stoß, den wir bey dieser Gelegenheit bekamen, war zwar sehr gros, wir hielten ihn aber blos für einen Stoß von der See, dergleichen wir in den vorhergehenden Stürmen schon öfters erfahren hatten.

Allein wir wurden gar bald von unserm Irrthum befreyet, indem das Schif, noch heftiger anstieß als vorhin, wodurch es alsobald leck wurde. Unmittelbar war alles, was sich nur rühren konnte, auf dem Verdeck; selbst diejenigen, welche sich zwey Monate lang nicht daselbst hatten sehen lassen, eilten bey dieser Gelegenheit mit der grösten Geschwindigkeit hinauf; verschiedene Kranke aber, die nicht aus ihren Hengmatten kommen konnten, musten unmittelbar ersauffen.

Bey diesen fürchterlichen Umständen, wartete ein jeglicher von uns auf den letzten Augenblick seines Lebens: denn man sah überall nichts, als die äuserste Todesgefahr. Auf einmal trieb das Meer, welches sich wie ein Berg aufthürmete, das Schiff in die Höhe, und stieß es auf das neue an. Hätte man bey dieser erschrecklichen und äuserst gefährlichen Lage die verschiedenen Wirkungen des Schreckens, der unter uns, nach den verschiedenen Characteren, und Denkungsarten eines jeden herrschete, bemerken wollen: so hätte derjenige, der eine solche Beobachtung hätte anstellen wollen, selbst von allen Eindrücken der Gefahr frey seyn müssen. Indessen konnten doch denen die nicht alle ihre Sinnen verlohren hatten, die besondere Aufführung einiger von dem Schiffsvolk nicht entwischen. Besonders war einer davon merkwürdig. Dieser

stieg

stieg in der Verzweiflung auf das Verdeck, schwung seinen Säbel über seinen Kopf, nennete sich einen König des Landes, hieb nach allen, die sich ihm näherten, bis ihn seine Cameraden, die sich auf keine andere Art wider seine Tyranney schützen konnten, zu Boden schlugen. Einige die durch langwierige Krankheiten und den Scharbock abgezehrt waren, wurden bey dieser Gelegenheit gleichsam versteinert, und aller ihrer Sinnen beraubt. Sie lagen wie tode Klötze da, und liessen sich durch das Stossen des Schiffes hin und her werfen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, sich zu helfen. Dieser Auftritt war so schrecklich, daß selbst einer von unsern tapfersten Leuten, die wir hatten, sich nicht enthalten konnte, seinen Schrecken darüber zu erkennen zu geben, indem er sagte, er könne diesen Anblick unmöglich länger ertragen. Er war auch schon im Begriff, sich von dem Verdeck in das Mer zu stürzen, wenn man ihn nicht davon abgehalten hätte. Indessen fehlte es doch auch nicht an solchen Personen, welche eine warhaftig heldenmüthige Gegenwart des Geistes behielten. Der Steuermann blieb an seiner Stelle, ohngeachtet das Ruder bereits verlohren war; und da ihn ein Officier fragte, ob das Schif von der Stelle zu bringen sey, oder nicht, stellte er erst mit dem Rad eine Untersuchung an, und dann antwortete er mit so viel Ehrerbietung und

Gelassenheit als ob das Schiff, in den bestem Zustand gewesen wäre. Gleich darauf gieng er mit der grösten Heiterkeit des Gemüthes an seine gewöhnliche Arbeit, weil er glaubte, es seye seine Schuldigkeit, dieselbe so lange zu verrichten, als das Schiff noch ganz wäre. Herr **Jones**, der nicht nur diesen Schiffbruch überlebet hat, sondern auch auf dem Kriegsschiff Litihfield, auf der Küste in der Barbarey die gröste Gefahr ausgestanden hatte, war nicht nur selbst unerschrocken, sondern suchte auch andern einen Muth einzusprechen. „Meine Freunde, sagte er zu uns, lasset uns nicht allen Muth verliehren. Habt ihr denn noch nie ein Schiff zwischen Klippen gesehen? Lasset es uns versuchen, durch sie zu kommen. Kommt, leget Hand an. Kommt hier ist ein Tuch, und hier ist eine Hacke. Greifet an; ich zweifle gar nicht wir werden das Schiff nahe genug an das Land bringen können, um unser Leben zu retten.„ Diese Vorstellung that eine so gute Wirkung, daß viele, die vorher ganz tod zu seyn schienen, wieder lebendig wurden, und im Ernst zu arbeiten anfiengen.

Herr **Jones** hatte dieses blos deswegen gethan, um den Muth des Volkes so lange zu unterstützen, als es nur möglich seyn würde, denn er sagte nachgehends, daß er wirklich nicht die geringste Hofnung gehabt habe, daß einer von uns

sein

sein Leben retten würde. Wir suchten das Schiff weiter zu bringen, und zu unsern Glücke, war es zwischen zween grosse Felsen getrieben, von denen uns der eine, der gegen den Wind stund, einiger massen vor dem Ungestümm des Meers bewahrete. Wir hieben sogleich den Hengt und Vordermast ab, allein daß Schiff wurde mit solcher Heftigkeit hin und her getrieben, daß wir voraus sehen konnten, daß es nicht mehr lange ausdauren würde. Der Tag brach nun heran, und das Wetter, welches ausserordentlich trüb war, klärte sich einige Augenblicke auf, und ließ uns in der Nähe Land sehen. Wir dachten nunmehr weiter an nichts, als unser Leben zu retten. Die Boote in die See zu bringen, nachdem wir unsere Mastbäume verlohren hatten, konnte so geschwind nicht geschehen. So bald solches geschehen war, warfen sich gleich etliche in das erste Boot, durch welches Mittel sie mit genauer Noth ihr Leben retteten, und das Ufer erreichten. Hierauf gieng ich zu dem Capitain Cheap (welcher Tags zuvor das Unglück hatte, seine Schulter auszufallen, indem er von einer Leiter fiel) und fragte ihn, ob er sich nicht an das Ufer begeben wollte. Allein er antwortete mir abermals, wie vorher, daß er der letzte seyn wollte, der das Schiff verlassen würde. Zugleich gab er mir Befehl, dem Volk, so geschwind es möglich seyn würde, aus dem

Schiff

Schiff zu helfen. Ich war öfters bey ihm gewesen, nachdem das Schiff den ersten Stoß bekommen hatte, indem er haben wollte, daß ich von allem, was vorfallen würde, Nachricht geben sollte. Ich bemerkte insonderheit, daß er um diese Zeit mit eben so gesetztem Muthe, die nöthigen Befehle ertheilte, als er während der vorhergehenden Reise gethan hatte.

Der Auftritt war nun gewaltig verändert. Denn diejenige, welche vor wenig Augenblicken die deutlichsten Merkmale der Verzweiflung von sich hatten blicken lassen, und auf ihren Knien, GOtt um Barmherzigkeit anfleheten, fiengen nun an, nachdem sie ausser Gefahr zu seyn glaubten, aufrührisch zu werden. Sie brachen alle Küsten und Kästen auf, die vorhanden waren, schlugen die Brandenwein- und Weinfässer auf, und betrunken sich dergestalt, daß verschiedene derselben am Bord ersoffen, und einige Täge auf der Decke herumschwamen. Ehe ich das Schiff verließ, wollte ich aus meiner Küste, noch einige Kleinigkeiten abholen. Allein weil ich unten im Schif war, stieß das Schif mit solcher Heftigkeit an, und zugleich drang das Wasser mit solcher Gewalt herein, daß ich mich eilfertig wieder auf das Verdeck begeben muste, ohne daß ich weiter etwas, als was ich auf dem Leib hatte, retten konnte. Der Bootsmann und einige Matrosen, wollten das

Schiff

Schiff nicht verlassen, so lange es was zu trinken gab. Deswegen ließ sich der Capitain **Cheap** aus seinem Bette helfen, stieg in das Boot und fuhr an das Ufer.

Man kan sich leicht vorstellen, daß es für Leute, welche auf dem Punct stunden, durch Schiffbruch unterzugehen, eine höchst erwünschte Sache seyn müsse, wenn sie das Land werden erreichen. Und in der That war dieses auch für uns ein sehr grosses Glück. Indessen war doch, wann man alle Umstände überlegte, unser Zustand durch diese Veränderung nicht viel gebessert. Wir mochten hinsehen, wo wir wollten, so erblickten wir die allerfürchterlichsten Aussichten. Auf der einen Seite erblickten wir zu unsern grösten Schrecken, ein gescheitertes Schiff, auf welchem wir alles, was wir zu Unterhaltung unsers Lebens brauchten, hatten zurücke lassen müssen, und zu gleicher Zeit ein stürmisches Meer: auf der andern Seite, sahen wir ein Land, das uns keinen günstigen Anblick verschafte. Dasselbe war öde und unfruchtbar, und da wir kein Merkmal entdecken konnten, daß es je wäre angebauet gewesen, so konnten wir uns von denselben weiter keine andere Hülfe versprechen, als daß es unser Leben von den wilden Wellen gerettet hatte. Es war zwar eine grosse Barmherzigkeit GOttes, daß wir unsern Tode, den wir schon vor Augen sahen, entgangen waren.

Allein

Allein nun hatten wir mit Näſſe, Froſt, und Hunger zu kämpfen, ohne daß wir ein Mittel, uns von dieſen Uebeln zu retten, ſehen oder finden konnten. Indeſſen da wir uns, ſo matt, erſtarrt, und hülflos wir auch waren, dennoch Mühe gaben, eine elende Bedeckung, wider die äuſerſt ſchlimme Witterung zu ſuchen, endeckten wir endlich eine indianiſche Hütte, in einer kleinen Entfernung von dem Ufer, in einem Walde. In dieſelbe krochen, ohne Unterſchied, ſoviele hinein, als ſie faſſen konnte, indem die Nacht, die auſſerordentlich ſtürmiſch und regneriſch war, herein brach. Allein die meiſten von uns befanden ſich in einem ſolchen Zuſtande, daß ſie ſich auch nicht einmal durch den Schlaf erquicken und ausruhen konnten. Denn auſſerdem, daß einer den andern gewaltig drängte, waren wir auch nicht ohne Furcht, wir möchten von den Indianern angegriffen werden, indem wir einige Lanzen und andere Waffen von ihnen, in unſerer Hütte angetroffen hatten. Weil wir nun nicht wiſſen konnten, wie ſtark ſie etwa ſeyn, und waß ſie für Geſinnungen haben möchten, ſo ſtellte uns unſre Einbildung, die Gefahr noch gröſſer vor, als ſie war, und erhielt uns in einer beſtändigen Angſt.

In dieſer elenden Hütten, ſtarb in dieſer Nacht, einer von unſerer Geſellſchaft, ein Lieutenant der Invaliden, ingleichen ſtarben auch

zwey

zwey von denen, welche aus Mangel des Raums, unter einem großen Baum diese Nacht zubrachten, vor Frost und starken Regen. Des Morgens weckte uns der Hunger, auf den wir bisher wenig geachtet hatten, da uns nähere Gefahr und wichtigere Geschäfte daran hinderten, mit grossen, und unwiderstehlichen Ungestüm auf. Die meisten von uns hatten acht und vierzig Stunden gefastet, und einige so gar noch länger. Es war dahero Zeit, zu untersuchen, theils was einige unter uns für einen Vorrath, zur Unterhaltung der andern mit von dem Schiffe genommen, theils was durch den Fleiß der andern, etwan auf der Insel möchte angetroffen werden. Allein jene brachten nicht mehr als zwey bis drey Pfund Zwiebackstaub, so in einem Sack befindlich war, zusammen, diese aber, so sich auf die Insel wagten, konnten bey dem ausserordentlich schlimmen Wetter nicht mehr als eine Seegans und etwas wilden Sellery erhaschen. Beydes wurde ohne Zeitverlust in einen Topf gethan. Man goß sehr viel Wasser dazu, um eine Art einer Suppe zu bekommen, von welcher ein jeder so viel nahm, als es zureichte. Kaum hatten wir aber diese Speise genoßen, so bekamen wir die heftigsten Magenschmerzen, gewaltiges Erbrechen, Ohnmachten, und andere Zufälle, welzu erkennen gaben, daß wir etwas giftiges müs-

sen

sen gegessen haben. Diese Zufälle wurden verschiedenen Ursachen, vornemlich aber dem Kraute zugeschrieben, welches wir gegessen hatten, und von dem wir glaubten, daß es dieses Unheil angerichtet hätte. Allein da wir eine nähere Untersuchung anstellten, fanden wir die wahre Ursache, welche keine andre, als diese war. Der Zwiebackstaub war in dem Gemach, wo wir unser Brod hatten zusammen gekehrt, und in einen Sack gethan worden, worinnen vorher Toback gewesen war. Weil nun derselbe vorher nicht rein war ausgeleert worden, so vermischten sich die Ueberbleibsel desselben mit dem Zwiebackstaub, und verursachten dieses gewaltsame Erbrechen.

Es waren unsrer in allen hundert und vierzig Mann, die an das Land gekommen waren, einige wenige aber waren noch an Bord, wo sie entweder die Liebe zum Trunk, oder die Begierde das gescheiterte Schif zu plündern, aufhielte, und darunter war auch der Bootsmann. Man schickte einen Officier an sie ab, der sie überreden sollte, sich zu den übrigen zu begeben. Da sie derselbe aber in der größten Unordnung, und zur Meiterey geneigt fand, muste er von seinem Vorhaben abstehen, und ohne sie zurück kehren. Wir trugen zwar ein großes Verlangen, das Land auf dem wir waren, näher kennen zu lernen, welches auch die Noth, in der wir uns befanden,

erheischet

erhelschet hätte; allein da wir uns einmal in den Kopf gesetzet hatten, daß die Wilden nicht weit von uns entfernet seyn, und nur warten möchten, bis wir uns zertheilet hätten, so getraueten wir uns diesen Tag nicht weit von unsrer Hütte zu entfernen; doch so weit wir kamen, fanden wir das Land überall sehr sumpfig und unfruchtbar. Der Flecken, den wir inne hatten, war ein Meerbusen, den ein gebirgiges Vorgebürge bildete, welches auf der Nordseite dergestalt steil war, daß wir, um auf dasselbe zu kommen (indem es nicht möglich war, rings um dasselbe herum zu gehen, weil es unten am Fuß von dem Meere angespühlet wurde) die Mühe hatten, Staffeln in dasselbe zu hauen. Dieser Berg, den wir den Berg des Elendes nenneten, dienete uns nachgehends dazu, daß wir einige Beobachtungen auf demselben anstellen konnten, wenn solches das Wetter zuließ. Das südliche Vorgebürge war leichter zu ersteigen. Ich fand ausser diesen, mit einigen von unsern Leuten, einen andern Meerbusen, wo wir einige Trümmer von den gescheiterten Schiff an dem Ufer antrafen, aber keine Lebensmittel. Wir fanden nicht einmal einen Schellfisch, ohngeachtet wir uns vornemlich Mühe gaben, dergleichen zu finden. Wir kehrten daher wieder zu den übrigen zurücke, und bekamen diesen Tag keine andere Speise,

als wilden Sellery. Die folgende Nacht war ausserordentlich stürmisch, und da das Meer sehr hoch aufschwoll, so stunden unsere Leute, die noch am Bord waren, in Gefahr unmittelbar umzukommen, wenn das gescheiterte Schiff aus einander gieng. Sie waren deswegen jetzt eben so eifrig darauf bedacht, das Ufer zu gewinnen, so hartnäckig sie sich vorhin geweigert hatten, den Beystand, den wir ihnen leisten wollten, anzunehmen, und da sie sahen, daß das Boot zu ihrer Rettung nicht in dem Augenblick ankam, da sie solches erwarteten, ohne zu bedenken, daß es beynahe unmöglich war, solches auf eine so stürmische See zu schicken, so brenneten sie eines von den Stückgen des Verdecks, auf die Hütte los: Die Kugel flog unmittelbar über die Decke derselben weg, und wurde von dem Capitain, und uns, die wir darinnen waren, deutlich gehöret. Wir versuchten es also auf eine andere Art, diesen tollen Leuten an das Land zu helfen, welches aber, wegen der stürmischen See, und um anderer Hindernissen willen, so durch den Mast, welcher nach der Länge lag, verursacht wurden, nicht angieng. Dieser unvermeidliche Verzug, machte die Leute am Bord ganz rasend. Sie schlugen alles, was ihnen in den Weg kam, in Stücken, und da sie ihre Raseren bis auf das äusserste trieben, brachen sie alle Küsten und Gemächer auf dem Schiffe

auf,

auf, und plünderten alles, auch was sie nicht brauchen konnten. Sie liessen sich auch diese muthwillige Dieberey so ernstlich angelegen seyn, daß einer von ihnen, ohne Zweifel wegen der Theilung des Raubs, oder wegen des Antheils, der auf ihn fiel, ermordet wurde, indem man an seinem Leichnam offenbare Kennzeichen wahrnahm, daß er erwürgt worden. Bey diesem unsinnigen Geschäfte, schienen sie vermuthlich darauf bedacht gewesen zu seyn, sich mit Gewehr und Pulver und Bley zu versorgen, um ihre aufrührerischen Anschläge desto sicherer hinaus führen zu können, und ihre gesetzwidrige Forderung, von dem Gehorsam gegen ihre Officier frey zu seyn, zu unterstützen, indem sie behaupteten daß das Commando derselben mit dem Verlust des Schiffs zu Ende gegangen sey. Allein dieses Gewehr, welches wir durchaus nicht entbehren konnten, wurde ihnen auf Befehl des Capitain **Cheap** und des Seelieutenants **Hamilton** abgenommen, so bald sie an das Ufer getretten waren. Unter diesen Aufrührern, die am Bord geblieben waren, war auch, wie ich schon oben gemeldet habe, der Bootsmann; welcher, anstatt sich seines Ansehens zu bedienen, das er über die andern hatte, um sie so gut als möglich in den Schranken zu erhalten, selbst einen Anführer bey ihrer Meuterey abgab. Der Capitain **Cheap** schoß denselben, ohne ei-

ne Achtung für seine Figur zu haben, die er machte, indem er in einem mit Borden besezten Kleide erschien, mit seinem Rohr, so gleich über den Haufen. Man konnte sich kaum über den lächerlichen Aufzug, den diese Leute machten, des Lachens enthalten, welche die Kisten der Officier aufgeschlagen, ihre besten Kleider genommen, und über ihre schmutzigen weiten Hosen, und Hembder angezogen hatten. Man zog ihnen aber diesen geborgten Putz sogleich aus, nachdem sie zuvor ihr Gewehr hatten von sich geben müssen.

Der unaufhörliche Regen, und die ausserordentliche kalte Witterung in diesem Clima, erlaubte uns nicht, lange ohne eine Bedeckung zu bleiben: und da die Hütte viel zu klein war, uns alle zu fassen, sahen wir uns genöthiget, ohne Zeitverlust auf ein Mittel zu denken, das zu unserm Zweck dienete. Der Büchsenmeister, Zimmermann und einige andere kehrten also den Boden eines Boots um, hoben solchen auf, und machten durch untergesetzte Stützen, eine Wohnung daraus, die nicht zu verrachten war. Nachdem wir uns hier solchergestalt gewissermassen festgesetzet, hatten wir mehr Zeit, uns umzusehen und mit grösserer Genauigkeit, als bisher geschehen konnte, solche Dinge zu unserm Lebens-Unterhalt aufzusuchen, an denen auch auf den unfruchtbarsten Küsten selten ein Mangel zu seyn pfleget.

pfleget. Wir bekamen auch balde einen Vorrath von Seevögeln und fanden allerley Arten von Schellfischen, in ziemlicher Menge. Allein dieses herumstreichen an den Ufern, wurde denenjenigen, welche noch einiges Gefühl hatten, äusserst verdrießlich, wegen der Cörper unserer ertrunkenen Leute, die zwischen den Klippen lagen und von denen einige einen scheußlichen Anblick machten, indem sie durch den gewaltsamen Stoß, der sie an die Küste warf, ganz zerstümmelt waren. Doch dieses Grauen ward durch das Elend unsrer Leute überwunden, die sich so gar über die Gelegenheit freueten, die Gallinazo (eine Art Vögel, so sich in diesem Lande mit den Aesern nähret) zu töden, indem sie sich bey diesen Leichnamen versammelten, um sich eine Mahlzeit davon zu machen. Allein wir konnten bey allem Fleiß den wir anwendeten, auf dem Theil der Insel, auf welchem wir bisher herumgestrichen waren, nicht so viel Lebensmittel zusammen bringen, als so viele Mäuler nöthig hatten. Wir nahmen also, bis wir im Stande seyn würden, uns weiter umzusehen, so oft als es möglich war, unsere Zuflucht zu dem gescheiterten Schiffe, um dasjenige abzuholen, was noch auf demselben anzutreffen war. Da aber das Schiff bey der gegenwärtigen Lage desselben eine sehr ungewisse Vorrathskammer war, wenigstens uns nicht lange ernähren

konnte; und wir über dieses in Betrachtung zogen, daß es sehr ungewis sey, wie lang wir etwan auf dieser Insel zu bleiben genöthiget seyn würden: so musten wir mit den Vorrath, den wir zu retten das Glück hatten, nicht nur auf das genaueste haushalten, sondern auch wo möglich, eine hinlängliche Quantität davon zu ersparen, damit wir, wenn wir etwa ein Mittel erdenken könnten, diese unfruchtbare Insel zu verlassen, etwas zur Reise haben möchten. Die Mühe und Gefahr, die wir hatten, wenn wir auf das zerscheiterte Schiff wollten, ist kaum zu beschreiben. Denn da kein Theil desselben, als das Verdeck und vordere Gebäude ausser Wasser war, so musten wir insgemein nur solche Dinge nehmen, die wir durch grosse, an Stangen befestigte Hacken erreichen konnten, an welcher Arbeit wir durch die todten Körper, welche zwischen den Decken herumschwommen, sehr gehindert wurden.

Damit wir nun dasjenige, was wir solchergestalt bekamen, zu der vorhin angezeigten Absicht aufheben und in Verwahrung bringen könnten, ließ der Capitain **Cheap**, nicht weit von seiner Hütte, ein Vorrathszelt aufrichten. Dahin wurde alles in Sicherheit gebracht; und was man austheilte, geschah nach dem Maas und der Proportion, worüber die Officier unter einander eins geworden waren. Und ob es uns Unter-

terofficiern, die wir uns den ganzen Tag auf der Jagd abmüden musten, um Lebensmittel zu suchen, gleich sehr beschwerlich war, dieses Zelt bey der Nacht vor allen Ueberfällen zu bewachen: so war doch kein anders Mittel, das zu diesem Endzweck bequemer gewesen wäre, zu erdenken, als dieses, daß man uns die Sorge für diese Waaren überließ. Wir hatten daher auch Befehl, uns in dieses Geschäfte gleich zu theilen. Allein, aller unserer Wachsamkeit und Sorgfalt ungeachtet, wurden die unserer Aufsicht anvertrauten Dinge sehr oft beraubet, weilen man an mehr als einem Orte zu dem Zelte kommen konnte. Als ich einstens in einer Nacht, da ich die Wacht hatte, inwendig ein Geräusche hörete, überfiel ich den Dieb unversehens, und nöthigte ihn, indem ich ihm das Pistol auf die Brust setzte, sich an einen Pfal binden zu lassen, bis ich Gelegenheit hätte, mich seiner Person besser zu versichern. Indessen wurde unser Vorrath immerzu beraubet, ohngeachtet die gröste Gefahr bey einer so verwegenen Unternehmung war. Denn unsere allgemeine Wohlfart nöthigte uns, solche Räuber nach der äuserstен Strenge zu bestrafen. Man wird sich auch darüber nicht verwundern, wenn man überleget, daß das wenige, welches unter uns von diesem Vorrathe ausgetheilet werden konnte, unsern Bedürfnissen, gar nicht angemessen war.

Daher denn auch unsere Arbeit, bey Tage sowol als bey der Nacht, nach Lebensmitteln auszugehen, im geringsten dadurch nicht erleichtert wurde. Und wenn wir uns auch alle Mühe gaben, so konnten wir doch nicht so viel zusammen bringen, als die Nothwendigkeit erforderte, weswegen auch viele von unsern Leuten damals erhungern musten. Ein Matros riß einstens, da man nichts anders zu essen finden konnte, einen ertrunkenen Menschen, dessen Leichnam durch die Gewalt, womit ihn das Meer an die Klippen geworfen hatte, zerschmettert wurde, die Leber aus dem Leibe, und konnte mit genauer Noth abgehalten werden, solche zu essen. Unsere Leute waren auch so emsig, die wenigen Dinge, so von dem zerschmetterten Schiffe an das Land getrieben wurden, aufzusuchen, daß sie, um das, was sie finden würden, für sich allein behalten zu können, nicht nur bey Tage, sondern auch bey der Nacht, auf dem Ufer suchten; so, daß viele, welche nicht so munter, oder nicht so glücklich waren, wie ihre Nachbaren, Hungers starben, oder in die äuserste Verzweiflung geriethen. Ich muß hier bemerken, daß wir schon den vierzehenden May an diese Küste geschlagen worden, und doch nicht eher als von dem fünf und zwanzigsten dieses Monats an, im Stande waren, die nöthigen Lebensmittel aus dem Vorrathszelt, ordentlich auszutheilen.

Das

Das Land, auf dem wir uns gegenwärtig befanden, lag ungefähr neunzig Meilen, dem westlichen Eingang der Magellanischen Strasse gegen Norden, zwischen den sieben und acht und vierzigsten Grad südlicher Breite. Wir konnten von dem Orte, wo wir waren, die Cordillerie deutlich sehen, und aus zwo uns gegen Norden und Süden liegenden Seen, die sich bis an diese Berge erstreckten, muthmasseten wir, daß wir uns auf einer Insel befinden müsten. Bisher aber hatten wir noch keine vollkommene Kundschaft einziehen können, ob es eine Insel, oder die offenbare See sey. Denn ausserdem, daß das nicht weit von uns liegende Land, wegen der ausserordentlich dicken Wälder nicht zu paßiren schiene, befanden wir uns bisher auch in einer solchen Verwirrung und Mangel, daß wir noch keine Parthey von uns auf Entdeckungen ausschicken konnten, weil ein jeder beyde Hände voll zu thun hatte, sich einen armseligen Unterhalt zu schaffen, und sich wider die Kälte und den Regen in Sicherheit zu setzen. Ueber dieses war theils das Clima, theils die Witterung, zu einer solchen Unternehmung gar nicht günstig; und die Küste ließ uns, so weit unsere Augen in der See reichten, einen solchen Anblick fürchterlicher Klippen sehen, daß sich auch die allerherzhaftesten Leute nicht würden unterstanden haben, sich auf kleine Booten in die

See zu wagen. Es halfen uns auch die Beobachtungen, die wir von jener Anhöhe, welche wir den Berg des Elendes nenneten, anstellen konnten, wenig zu unsern Untersuchungen, indem Landwärts unsere Aussicht, durch noch viel höhere Berge und Wälder eingeschränkt wurde. Wir sahen daher kein anderes Mittel vor uns, eine genäuere Kenntniß zu erlangen, als eines von unsern Booten auszuschicken, um von unserer Lage Bericht einzuziehen. Unser Langboot war noch am Bord des gescheiterten Schiffes; wir schickten daher viele Leute dahin ab, um die Schußplanken an der Seite des Schiffs einzuhauen, und das Boot heraus zu bekommen. Da wir eben über dieser Arbeit begriffen waren, liessen sich drey indianische Canote sehen, welche auf uns zu ruderten; sie kamen um die Spitze des nordlichen Sees herum auf uns zu. Es vergieng viel Zeit, bis wir sie bewegen konnten, ihre Furcht abzulegen, und näher zu uns zu kommen. Sie liessen sich endlich durch die Zeichen der Freundschaft, die wir schon gaben, und durch einige Waaren, die wir ihnen zeigten, und die sie auch annahmen, dazu bewegen. Sie liessen sich sodann auch zu dem Capitain führen, der ihnen ebenfalls einige Geschenke machte. Sie erstaunten gewaltig über den Anblick solcher Dinge, die ihnen ganz fremde waren. Vornehmlich verwunderten sie sich über die Spie-

gel,

gel, indem sie, wenn sie hinein sahen, nicht glauben wollten, daß ihr eigenes Angesicht darinn vorgestellet würde; sie meynten vielmehr es stehe ein anderer hinter dem Spiegel, weswegen sie auch rings um denselben herumgiengen, um diese Person zu finden.

Diese Indianer waren klein von Statur, sehr schwarzbraun, und hatten lange, schwarze, grobe Haare, die ihnen über das Angesicht hiengen. Aus ihrem grossen Erstaunen, und aus ihrem ganzen Bezeugen, und weil sie gar nichts im Besitz hatten, das sich von Weissen herschrieb, konnte man deutlich abnehmen, daß sie niemals dergleichen müssen gesehen haben. Ihre Kleidung bestund blos in einem Lappen von einer Thierhaut, der um ihre Lenden hieng, und in einem Gewebe von Federn über den Schultern. Da sie auch kein Wort je von einer Sprache redeten, die wir jemals gehöret hatten, noch sich sonst auf irgend eine Art ausdrucken konnten, so glaubten wir, daß sie nie eine Bekanntschaft mit den Europäern gehabt haben müsten. Diese Wilden, welche uns bey ihrer Abreise einige Muscheln zurück liessen, kamen nach ein paar Tagen wieder, und brachten uns zu unserm grösten Erstaunen drey Schaafe mit. Woher sie aber diese Thiere, in einem von allen spanischen Pflanzorten so weit entfernten Theil der Welt, der von aller Bekannt-

kanntschaft mit den Spaniern durch eine unzugängliche Küste und ein armseliges Land abgeschieden war, etwa haben mochten, ist schwer zu begreiffen. So viel ist gewis, daß wir von der Magellanischen Strasse an, bis wir in die Nachbarschaft von Chilor kamen, nie dergleichen Thiere gesehen, auch gar nicht einmal etwas von ihnen gehöret haben. Diese Thiere musten demnach durch einen besondern Zufall in die Hände dieser Wilden gekommen seyn, wie solches aber zugegangen, konnten wir niemals von ihnen erfahren. Bey diesem Besuch tauschten wir ein paar Hunde von ihnen ein, welche wir braten liessen und assen. Etliche Tage darauf bekamen wir abermals einen Besuch von ihnen, und da sie auch ihre Weiber mitgebracht hatten, blieben sie einige Tage bey uns, und hernach verliessen sie uns wieder.

So oft es die Witterung zulassen wollte, welche nun zwar etwas trockener wurde, aber ausserordentlich kalt war, beschäftigten wir uns mit dem zerscheiterten Schiffe, von dem wir zu verschiedenen malen etliche Artickel von Lebensmitteln und Getränken abgeholet hatten. Wir verwahrten solches in dem Zelt, das unser Magazin vorstellte. Die sauere Mühe, die wir anwenden müssen, unsers Lebens Unterhalt zu finden, und die schlechte Hofnung, die wir vor uns sahen, unsern Zustand zu bessern, war Ursache,

daß

daß der Verdruß und das Misvergnügen auf einmal ausbrach. Bey einigen offenbarte sich solches dadurch, daß sie sich von den übrigen absonderten und allein wohneten; bey andern aber dadurch daß sie den Entschluß fasseten, den Capitain völlig zu verlassen, und aufs ungewisse fortzugehen, ohne recht zu wissen wohin. Ich meines Ortes, da ich sah, daß es Mode wurde allein zu leben, und zu keinen von ihren Partheyen Lust hatte, bauete mir eine Hütte, die gerade groß genug für mich und einen armen indianischen Hund war, den ich in dem Wald antraf, der sich bey feuchten Wasser an dem Ufer selbst ernähren konnte, indem er Tellermuscheln suchte. Dieses Thier gewann eine solche Liebe zu mir, und war mir so treu, daß es niemand wagen durfte, sich der Hütte zu nähern, ohne von ihm gebissen zu werden. Ausser diesen Sonderlingen, deren ich bereits erwähnet habe, faßten einige den Entschluß uns gänzlich zu verlassen. Ihrer waren an der Zahl zehen, die meisten unter ihnen waren verzweifelte und ganz abscheuliche Leute, welche, um uns vor ihrer Abreise noch einen übeln Streich zu spielen, ein halbes Fäßgen Schießpulver dicht an des Capitains Hütte stelleten, Pulver zu einen Lauffeuer hinstreueten, und eben im Begriff waren, ihren verruchten Anschlag, ihren Befehlshaber in die Luft zu sprengen, in das Werk zu setzen,

da ihnen solches einer, der noch ein mittleidiges Herz hatte, und einige Gewissensbisse fühlte, widerrieth, und sie auch, wiewohl mit vieler Mühe, davon abhielte. Nachdem diese elenden Menschen einige Zeit in den Wäldern herumgeirret und die Unmöglichkeit gesehen hatten, fortzukommen, indem sie nun deutlich sahen, daß wir uns nicht, wie sie sich einbildeten, auf dem festen Lande, sondern auf einer Insel befänden, die vier bis fünf Meilen davon entfernet lag, so kamen sie wieder zurücke, und schlugen ungefähr vier Meilen von uns ihre Wohnung auf, indessen blieben sie noch immer bey ihrem Vorsatz, so bald sie eines zu ihrem Zwecke tauglichen Fahrzeugs habhaft werden könnten, das feste Land zu suchen. Ehe sie aber dieses auszurichten im Stande waren, brachten wir den Waffenschmid, und einen von des Zimmermanns Leuten, zween Männer, die uns sehr nützlich waren, und die sich unvorsichtiger Weise mit ihnen eingelassen hatten, durch gute Worte dahin, daß sie wieder zu uns kamen und ihre Schuldigkeit thaten. Die übrigen, bis auf einen oder zwey, baueten einen Kahn, und machten aus einen von den Mastbäumen eine Canote, und begaben sich damit auf einen von den beyden Seen, ohne daß wir jemals etwas von ihnen gehöret haben.

Da dieses eine aufrührische und verzweifelte Brut war, so machte uns ihre Abreise keinen son-

der-

derlichen Kummer; vielmehr wurde unsere künftige Sicherheit dadurch auf einen dauerhaften Fuß gesetzet. Wir durften besonders einen unter ihnen, Namens Jacob Mitchel, nicht bedauern, von dem wir alle Ursach von der Welt hatten, zu vermuthen, daß er seit dem Verluste unsers Schiffes, wenigstens zwo Mordthaten begangen; die eine an der Person, die wir am Bord erhängt antrafen, und die andere an einem Mann, dessen Cörper wir unter den Büschen auf dem Berge des Elendes antrafen, und der verschiedene Stiche hatte, und abscheulich verstümmelt war. Auf diese Verminderung unserer Zahl folgte ein trauriger Zufall dessen Folgen für uns weit betrübter waren, nemlich der Tod des Herrn Cozens. Um diese Begebenheit, mit der nothwendigen, Unpartheylichkeit und Genauigkeit zu erzählen, werde ich etwas umständlicher, als gewöhnlich, seyn müssen. Nachdem ich einstens unter andern Dingen ein Faß Erbsen, aus dem zerscheiterten Schiffe bekommen hatte, mit dem ich mir fast beständig zu thun machte, brachte ich solches in dem Boot an das Ufer. Da ich solches an das Land gebracht hatte, kam der Capitain an das Ufer herab, und befahl mir, zu einigen von den Zelten hinauf zu gehen, und mehrere Leute herbey zu rufen, damit sie es hinauf wälzeten. Da ich aber niemand, als Herrn Cozens

zens antraf, richtete ich ihm den Befehl aus. Er kam augenblicklich zu dem Capitain hinab, worauf ich sie verließ, und mich wieder auf das zerscheiterte Schiff verfügte. Als ich wieder an das Ufer kam, traf ich Herrn Cozens, auf Befehl des Capitains, als einen Gefangenen an, weil er sich betrunken und ihm lose Worte gegeben hatte; doch wurde er bald darauf wieder los gelassen. Einige Tage darnach bekam er einen Streit mit dem Wundarzt, mit dem er endlich handgemein wurde. Alle diese Dinge brachten den Capitain gewaltig wider ihn auf. Ich glaube, dieser unglückliche Mann sey von übelgesinnten Leuten, die ihn aufzuhetzen suchten, durch hitzige Getränke in das Feuer gebracht worden; denn, wenn er nüchtern war, so war er der artigste Mann, den ich jemals gekannt, und der nie jemand etwas zu Leide that. Kurze Zeit hernach war Herr Cozens, zur Zeit, da man die Lebensmittel austheilte in dem Vorrathszelt; und da er, wie es scheinet, kurz vorher mit dem Proviantmeister einen Zwist gehabt hatte, und sie gegenwärtig mit Worten an einander geriethen, so sagte dieser zu ihm, daß er nur hergekommen sey, Unruhe anzufangen, und schoß ihn, ohne weitere Umstände, ein Pistol nach dem Kopf, womit er ihn aber verfehlte. Der Capitain, welcher den Knall des Pistols, und vermuthlich

auch

des Proviantmeisters Worte, daß Cozens nur gekommen sey, einen Aufruhr anzufangen, gehöret hatte, lief mit einem gespannten Pistol in der Hand aus seiner Hütte und schoß ihn, ohne sich weiter um die Umstände zu erkundigen, unmittelbar durch den Kopf. Ich befand mich damals eben in meiner Hütte, weil das Wetter äuserst schlimm war; doch eilte ich, so bald ich den Schuß hörte herbey. Das erste so ich sah, war Herr Cozens, der auf der Erde lag und sich in seinem Blute herumwälzelte. Er besann sich noch, und ergrif meine Hand, welches er auch andern that, und machte eine Bewegung mit dem Kopf, als ob er Abschied von uns nehmen wollt. Wenn Herr Cozens Aufführung gegen seinen Capitain ungebührlich und beleidigend war, so war des Capitains Bezeugen auf der andern Seite, übereilt und unüberlegt. Ließ es der erstere an dem Respect ermangeln, den ein Unterofficier seinem Befehlshaber schuldig ist: so handelte der andere in Ansehung der Maasregeln, die er ergrief, sein Ansehen geldend zu machen, noch weit unvorsichtiger; und eben dieses Ansehen war es, auf welches er, so sehr er solches täglich abnehmen und gleichsam mit Füßen tretten sah, auf das aller äusserste ersessen war. Sein irriger Wahn, als gehe Herr Cozens mit aufrührischen Gedanken um, als der einige Grund dieser übereilten Handlung,

erreichte aber nicht nur den Endzweck nicht, den er dadurch zu erlangen suchte, sondern er verursachte daß seine Leute, die vorher schon misvergnügt und unruhig waren, durch diesen unglücklichen Schritt beynahe zu einen offenbaren Aufruhr und Empörung gebracht wurden. Man konnte deutlich sehen, daß die Leute, welche, nachdem sie den Schuß gehöret, aus ihren Zeltern lieffen, ohngeachtet sie für diesesmal ihren Grimm zu verbergen suchten, über das traurige Schicksal des Herrn **Cozens**, den sie sehr hoch hielten, auf das äusserste aufgebracht waren. Ihre Gemüther waren nun einmal erbittert und man hatte allerdings Ursache zu fürchten, daß ihr Zorn, den sie gegenwärtig noch unterdruckten, in kurzen durch eine verzweifelte Unternehmung öffentlich ausbrechen werde. Das unglückliche Opfer, welches vor ihren Augen auf dem Erdboden lag, und sich in seinem Blute herumwälzete, schien ihre ganze Aufmerksamkeit verschlungen zu haben. Die Augen aller Anwesenden waren unbeweglich auf ihn gerichtet; und man konnte auf dem Angesichte aller Zuschauer, den schmerzlichsten Kummer lesen. Der Wahn, in welchem der Capitian zu der Zeit stund, als er nach dem Herrn **Cozens** schoß, daß er eine Meuterey im Sinne habe, und die Besorgniß daß sein Ansehen Noth leiden möchte, war Ursache, daß er auch

nachgehends weniger Mitleiden und Zärtlichkeit gegen ihn blicken liese, als der unglückliche Zustand dieses elenden Mannes zu erfordern schien. Denn da sichs seine Cameraden zur Gnade ausbaten, daß man Herrn **Cozens** in ihr Zelt bringen möchte, so wurde doch solches, so nöthig es auch bey seinen gegenwärtigen Umständen war, nicht erlaubt, sondern der arme Mann muste etliche Tage äusserst elend auf der Erde liegen bleiben, ohne eine andere Decke, als etliche Lumpen Leinwand, darüber einige Büsche gedeckt waren, zu haben, wo er auch starb. Doch wir müssen wieder zu unserer Geschichte zuruck kehren. Der Capitain redete die hier versammelten Leute an, und sagte zu ihnen, daß er entschloßen sey, sein Commando, wie gewöhnlich, über sie zu führen, welches noch immer die ehemalige Gültigkeit hätte. Hierauf befahl er, daß sich ein ieder in sein Zelt verfügen sollte, welches sie auch augenblicklich thaten. Wir hatten endlich das Langboot aus dem gescheiterten Schiffe heraus gebracht, und in unsere Gewalt bekommen. Es schien also zu unserer Erlösung aus dieser Einöde nichts nöthigers zu seyn, als dieses Schiff in einen solchen Zustand zu setzen, daß alle diejenigen Raum darinnen hätten, die willens waren, diesen Ort zu verlassen, und solches so zuzurichten, daß es die stürmische See, der wir uns vielleicht ausgesetzt

sehen würden, auszuhalten im Stande seyn möchte. Wir zogen es also herauf, und nachdem wir es auf Blöcke gestellet, sägeten wir es entzwey, um es auf den Boden zwölf Schuhe zu erlängern. Zu diesem Ende wurden, alle diejenigen, welche von der nöthigen Arbeit Lebensmittel zu schaffen, konnten zuruck behalten werden, gebraucht, nach des Zimmermans Anweisung Holz zu fällen und zuzurichten. Was die Verschaffung der Lebensmittel anbelanget, wovon ich erst geredet habe, so ist solches besonders von solchen Dingen zu verstehen, die noch auf dem Schiffe waren. Denn da vor kurzen sehr stürmisches Wetter eingefallen war, so borstete das zerscheiterte Schiff an theils Orten, worauf die See den darinnen enthaltenen Vorrath hin und her an das Ufer warf.

Wir schickten nun von Zeit zu Zeit einige von unsern Leuten auf die See, denen es bisweilen glückte Seevögel für uns mitzubringen. Da sich die Indianer wieder auf dem offenen Meere sehen ließen, so schafften wir unsern Kahn hinweg, um ihre Absicht, die sie etwan haben möchten sich zu den Ausreissern zu wenden, zu vereilten, die sich einiger von ihren Canoten hatten bemächtigen können, um das feste Land zu erreichen. Nachdem sie zu uns gekommen waren, erfuhren wir, daß sie in der Absicht da seyen, um sich unter uns niederzulassen. Denn sie hatten ihre Wei-

ber und Kinder mitgebracht. Es waren ihrer in allen ungefähr funfzig Personen. Sie fiengen alsobald an, sich Hütten zu bauen, und schienen mit unserer Gesellschaft sehr wohl zufrieden zu seyn. Sie würden uns auch sehr nützlich gewesen seyn, wann wir mit ihnen so umgegangen wären, wie es hätte seyn sollen. Allein unsere Leute, die sich in wenig oder gar nichts mehr befehlen ließen, suchten ihre Weiber zu verführen, welches die Indianer so sehr beleidigte, daß sie in kurzer Zeit Mittel fanden sich zu entfernen, und alles, was sie hatten mit zu nehmen. Und da wir die Ursache ihrer Abreise vernahmen, konnten wir nicht hoffen, sie iemals wieder kommen zu sehen. Nachdem der Zimmermann bey seiner Arbeit an dem Langboot einen ziemlichen Fortgang gehabt hatte, worinnen er auch ganz wohl fort kommen konnte, indem wir verschiedene Werkzeuge und andere Dinge, die er zu seiner Arbeit brauchte, von dem Schiff gerettet hatten, so fiengen unsere Leute an, an den Weg zu denken, den sie nehmen wollten, um wieder nach Hause zu kommen; vielmehr aber faßten sie, nachdem sie sich Sir John Narboroughs Reise vor dem Capitain **Cheap**, durch Herrn **Bulketys** Vermittlung, der mich einstens in meinem Zelte in diesem Buche lesen sah, hatten geben lassen, und solches durchgelesen, den Entschluß, ihren Weg, durch die maggelanische Straße

nach Hause zu nehmen. Dieser Plan wurde dem Capitain vorgetragen, welcher solchen aber durchaus nicht billigte, indem er die Absicht hatte, nordwärts zu gehen, in der Absicht ein feindliches Schiff zu bekommen, und vermittelst desselben sich mit dem Commodore zu vereinigen. Das ganze Werk blieb daher für diesesmal unentschieden. Allein die Leute waren völlig von der Hoffnung, mit dem Langboot fortzukommen, eingenommen. Sie dachten an nichts weniger, als an die Schwierigkeiten und Gefahr einer fast unmöglichen Reise, und liebkoseten nur immer den Zimmermann, der in der That ein vortrefflicher Arbeiter war, und alles Lob verdiente, daß sie ihm beylegten. Da uns die Indianer verlassen hatten, und das stürmische und regnerische Wetter immer anhielt, so wurde das Elend unserer Leute aus Mangel der Nahrung, fast unausstehlich. Da unserer anfänglich hundert und fünf und vierzig an der Zahl waren, belief sich dieselbe ietzt nur noch auf hundert, die andern hatten meisten verhungern müßen, welches die übrigen freylich antrieb alle List und Kunst anzuwenden, um sich zu ernähren. Da ich einstens mit meinem indianischen Hund in meiner Hütte lag, kam eine Parthey für meine Thür, und sagten mir, daß ihr Elend so groß sey, daß sie erhungern müsten, wenn ich ihnen den Hund nicht geben wollte.

Ungeachtet ihre Forderung gerecht war, so brauchte ich doch allerhand Bewegungsgründe, sie abzuhalten, ihn nicht zu tödten, wie er solches, um der treuen Dienste willen, die er mir geleistet hatte, gar wohl verdienete. Allein, ohne meine Gründe zu überlegen, nahmen sie ihn mit Gewalt hinweg und tödteten ihn. Weil ich nun glaubte, so gut als andere, ein Recht an demselben zu haben, setzte ich mich zu ihnen, und aß meinem Theil mit. Drey Wochen darnach war ich froh, daß ich mir aus seinen Pfoten und Haut eine Mahlzeit zurichten konnte, die sie an dem Orte, wo sie den Hund getödtet hatten, weggeworfen hatten, wo ich sie, nachdem ich daselbst nachsuchte, verfaulet antraf: Die dringende Hungersnoth zwang unsere Leute, ihren Witz anzustrengen, und allerley Dinge zu erfinden, nur dieselbe zu lindern. Unter dieser Art von witzigen Köpfen war ein gewisser Matrose Namens Phips. Dieser nahm ein Wasserfaß schlug es oben auf und befestigte zwo Stangen daran, auf jede Seite eine, und mit diesem ausserordentlichen und in seiner Art einzigen und Original-Fahrzeug, wagte er sich auf gut Glück in das Meer. Auf diese Weise versorgte er sich, wenn die andern alle Hunger litten, mit Seevögeln, und es muste sehr schlimmes Wetter seyn, wenn er sich davon abschrecken ließ, sich auf das Meer zu wagen, wenn er einen neuen Vorrath

nöthig hatte. Manchmal wagte er sich sehr weit in die offenbare See, und blieb einen ganzen Tag aus. Endlich hatte er das Unglück daß sein Fahrzeug, sehr weit von dem Ufer, von den Wellen umgeworfen ward. Da solches aber nahe bey einen Felsen geschah glückte es ihm doch, ungeachtet er kein Schwimmer war, solchen zu erreichen, und denselben, wiewohl mit grosser Mühe zu ersteigen. Daselbst blieb er zween Täge, ohne eine Erlösung hoffen zu dörfen, indem er zu weit von dem Ufer entfernet war, als daß wir ihn hätten sehen können. Allein zum guten Glücke kam ein Boot, welches nach Seevögeln ausgeschickt wurde, an dem Orte, wo er sich befand, vorbey. Da er sich nun so viel er konnte Mühe gab, sich zu erkennen zu geben, wurde er wieder auf diese Insel zurück gebracht. Allein dieser Zufall schreckte ihn nicht ab. Denn gleich darauf, nachdem er eine Ochsenhaut bekommen hatte, welche am Bord zum Pulver sieben gebraucht wurde, machte er mit Hülfe einiger Reiffe etwas daraus, das einem Canot ähnlich sah, auf welchen er etliche Reisen, mit gutem Erfolge vornahm. Wenn es die Witterung zuließ, so glückte es uns meistens, einiges Seegeflügel zu bekommen, doch nicht in grossem Ueberfluß, weil wir solches mit unsern Booten insgemein recht verscheuchten. Allein diese unfreundliche Gegend ist

nicht

nicht nur, die meiste Zeit über, durch eine dicke, regnerische Atmosphäre der Sonne beraubt, sondern auch fast beständig den Stürmen und Ungewittern ausgesetzt. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß wir von den starken Winden und der stürmischen See wodurch verschiedene Dinge an das Ufer getrieben wurden, manchen Vortheil hatten; Allein wir konnten uns doch auf keine solche zufällige Hülfe sicher verlassen. Daher waren wir allezeit darauf bedacht, uns das dazwischen einfallende heitere Wetter zu Nutzen zu machen, ungeachtet wir demselben gar nicht trauen durften, massen sich derselbe öfters sehr plötzlich veränderte, und uns mancher Gefahr aussetzte. Ich fuhr einstens, mit ein paar von unsern Leuten, auf einen elenden Kahn von unserer eignen Arbeit, auf gut Glück in die See; und da wir kaum bey unserer Station auf einem hohen Felsen angekommen waren, wurde der Kahn durch einen plötzlichen Stoß loßgerissen: und wäre nicht einer von uns, mit Lebensgefahr an das Ufer geschwommen, so hätten wir nach aller Wahrscheinlichkeit umkommen müssen. Denn wir waren damals mehr als drey Meilen weit von dem Lande entfernet. Unter den Vögeln, die wir insgemein schossen, waren die gemahlten Gänse, deren Federn mit den lebendigsten Farben unterschieden sind; und ein Vogel, gröſſer als eine Gans, den wir das Rennpferd

nennten, weil sich derselbe mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers halb fliegend und halb laufend, bewegte, die vornehmsten. Zu Lande waren wir mit unsern Bemühungen nicht so glücklich. Denn ob wir uns gleich manchmal sehr weit in die Wälder hinein wageten, so trafen wir doch auf allen unsern Wegen, sehr wenig Vögel an. Wir sahen in allen nicht mehr als drey Schnepfen; zween derselben tödtete Herr **Hamilton**, und den dritten schoß ich. Diese, und einige Brummvögel, nebst einer grossen Art Rothkälgen, machen alle die gefiederten Einwohner dieser Insel aus, einen kleinen Vogel ausgenommen, der zwo sehr lange Federn in seinen Schwanz hat, und der sich insgemein zwischen den Felsen sehen ließ und so zahm war, daß er sich auf meine Schultern setzte, wenn ich Schellfische suchte. Es besuchten uns zwar auch viele sehr grosse Raubvögl: solches geschah aber nur manchmalen; und wie wir glaubten so wurden sie durch einen toden Wallfisch in der Nachbarschaft herbey gelocket, den wir einst zu sehen bekamen. Indessen hielten wir es doch für ein grosses Glück wenn wir einen derselben tödteten. Als ich einstens, da ich eben auf der Insel herumgieng, einen Vogel von der letztern Art, auf einer Anhöhe erblickte, suchte ich, ohne daß er es gewahr wurde, vermittelst des Waldes, welcher hinter dieser Anhöhe

höhe war, mit meiner Flinte hinauf zu kommen; da ich aber in dem Gehölze so weit fortgekommen war, daß ich in einer Linie mit demselben zu seyn glaubte, hörte ich ganz nahe bey mir ein Geheule, welches mich nöthigte, mich so geschwind, als es nur möglich war, zu entfernen. Das Gehölze war so dick, daß ich nichts sehen konnte. Allein, da ich zurück gieng, folgte mir dieses Geräusche ganz in der Nähe nach, bis ich aus dem Gehölze gekommen war. Einige von unsern Leuten versicherten mich, daß sie ein grosses Thier in den Wäldern gesehen hätten. Sie machten mir aber eine so unvollkommene Beschreibung davon, daß ich nicht klug daraus werden konnte. Das Holz auf dieser Insel ist vornehmlich von einer gewürzhaften Art. Man findet Eisenholz daselbst, von einer dunkelrothen Farbe, und ein anders, das eine ausserordentlich glänzende gelbe Farbe hat. Die niedrigen Gegenden sind alle sehr sumpficht; was uns aber am seltsamsten zu seyn dunkte, so fanden wir auf den höchsten Gipfeln der Berge ganze Lagen von Muscheln, einen bis zween Schuh tief.

Da das Langboot beynahe fertig war, wurden einige von unserer Gesellschaft mit einen Boot abgeschicket, um die Küste gegen Süden, auszukundschaften, damit wir uns bey unserer vorhabenden Schiffarth darnach möchten richten

ten können. Diese Parthey bestund aus Herrn **Bulkety**, Herrn **Jones**, dem Zahlmeister, mir, und zehen Mann. Die erste Nacht brachten wir in einem guten Hafen, etliche wenige Meilen südwerts gegen die Wagersinsel zu, auf daselbst trafen wir eine grosse trächtige Hündin an, von der wir uns eine gute Mahlzeit zurichteten. Auf dieser Reise hatten wir unser gewöhnliches schlimmes Wetter, und eine stürmische See, welche den dritten Tag so hoch anschwall, daß wir uns genöthiget sahen, um kein Unglück zu haben, uns die nächste beste Anfurth zu Nutzen zu machen. Kaum waren wir aber in dieselbe hineingekommen, so erblickten wir eine schöne Bay. In derselben brachten wir unser Boot in Sicherheit, und begaben uns an das Ufer. Da aber das Wetter sehr regnerisch war, und wir nichts zu unsern Lebensunterhalt fanden, schlugen wir ein Zelt, das wir mitgenommen hatten, in dem Gehölze, dem Boote gerade gegen über, auf. Weil aber dieses Zelt nicht gros genug war, uns alle zu beherbergen, that ich vieren von unsern Leuten den Vorschlag, an das Ende der Bay zu gehen, so ungefähr zwo Meilen von unserm Zelt entfernet war, um die Ueberbleibsel einer alten Indianischen Hütte einzunehmen, die ich auf dem Wege entdeckte, als wir hier an das Land gestiegen waren;

wir

wir bedeckten dieselbe auf der Seite, wo der Wind herkam, mit Schilf. Sodann zündeten wir ein Feuer an, und legten uns nieder, in der Hoffnung, unsern Hunger durch den Schlaf zu vertreiben. Allein wir lagen noch gar nicht lange, als einer aus unserer Gesellschaft, durch das Schnaufen eines Thiers aufgeweckt wurde. Als er die Augen aufmachte, erblickte er bey dem kleinen Schein des Feuers, zu seinen grösten Erstaunen, ein grosses Thier, so zunächst an seinem Kopf stund. Er hatte so viel Gegenwart des Geistes, daß er geschwind einen Brand aus dem Feuer ergrief, und solchen dem Thier an die Nase stieß, welches sich darauf augenblicklich davon machte. Nachdem dieses geschehen war, weckte er uns auf, und erzählte uns, mit der grösten Angst, daß er mit genauer Noth der Gefahr, von diesem Thiere zerrissen zu werden, entgangen sey. Ungeachtet wir uns aber gar sehr vor einen zweyten Besuch dieses Thiers fürchteten, so war doch unsere Müdigkeit und Schläfrigkeit grösser, als unsere Furcht. Wir legten uns demnach abermals zur Ruhe, und schliefen den übrigen Theil der Nacht fort, ohne ferner im Schlaf gestöhret zu werden. Am folgenden Morgen waren wir nicht wenig um unsere Camerraden bekümmert, wie es ihnen etwan möchte ergangen seyn. Unsere Angst ver-

vermehrte sich um ein grosses, da wir die Fußtapfen von diesem Thiere in dem Sand erblickten, welche unmittelbar auf das Zelt zu gerichtet waren. Diese Fußtapfen waren tief und flach, und gaben einen grossen runden Fuß mit vielen Klauen zu erkennen, da wir unsern Leuten, die in dem Zelte geblieben waren, die Umstände von unserer Geschichte erzähleten, hörten wir, daß sie von eben diesem unwillkommenen Gast, einen Besuch gehabt, und solchen fast auf die nemliche Art vertrieben hätten. Wir kehrten endlich von dieser Farth, vermittelst eines starken Windes, auf die Wagersinsel zurücke, indem es unmöglich war, auf dem Boot auf einer so gefährlichen Küste und hohen See weitere Untersuchungen anzustellen. Hier merkten wir an den aufgehangenen Hundsvierteln, daß uns die Indianer einen neuen Vorrath müsten gebracht haben. Wir erfuhren auch balde, daß sechs Canoten voll von ihnen da gewesen, welche unter andern Arten, Fische zu fangen, ihre Hunde so abgerichtet hatten, daß sie die Fische in einen Winkel eines Teichs zusammen trieben; woselbst sie durch die Geschicklichkeit und Kunst dieser Wilden leicht zu fangen waren. Während unserer Abwesenheit, wurde die alte Cabate immer wieder aufgewärmet, und insgemein endigte sich der darüber entstandene Streit

mit

mit einer Schwelgerey und Trunkenheit. Diese Zusammenkunft ward gemeiniglich in einem grossen Zelt gehalten. Die Leute, denen solches gehöret, hatten sich die Mühe gegeben, solches ganz bequem zu machen, und mit breiten Tuch zu überziehen, welches von dem zerscheiterten Schiff an das Ufer geworfen wurde. In demselben wohneten achtzehen der tapfersten Leuten von unsern Schiffe; Aus demselben wurden öfters einige abgeordnet, dem Capitain von dem gefaßten Entschluß, in Ansehung ihrer Abreise, Nachricht zu geben; noch öfter aber, Getränke abzuholen. Sie waren entschlossen in dem Langboot gegen Süden zu, durch die Magellanische Strasse zu fahren. Sie gaben sich alle Mühe, den Capitain zu überreden, daß er sie begleiten möchte. Allein, ob er gleich auf einen andern Plan ersessen war, und sich gegen Norden zu wenden willens war, hielt er es doch für rathsam, sich gegenwärtig also zu stellen, als ob er sich ihren Schluß gefallen liesse, damit sie nur ruhig bleiben möchten. Da sie aber anfiengen sich mit ihm in Unterhandlungen einzulassen, welche auf eine Einschrenkung seines Commando abzieleten, wobey sie von ihm forderten, daß er nichts ohne Rath seiner Officier vornehmen sollte: so beharrte er dabey, daß er sein ganzes Ansehen nach, wie vor, auszuüben verlange.

lange. Dieses verursachte einen völligen Bruch zwischen ihnen; und von dieser Zeit an, waren sie entschlossen, ihn zu nöthigen, mit ihnen abzureisen, er möchte wollen oder nicht. Hiezu konnten sie keinen bessern Vorwand finden, ihr Vorhaben in das Werk zu richten, als die unglückliche Begebenheit mit Herrn **Cozens**. Sie wusten sich dieselbe auch wohl zu Nutz zu machen, indem sie sich seiner Person bemächtigten und ihn gefangen nahmen, um ihn nach England zu führen, damit ihn daselbst der Proceß gemacht würde. Das Langboot war bereits in das Meer gelassen, und segelfertig. Die ganze Mannschaft war eingeschift bis auf den Capitain **Pemberton** und einem Theil der Matrosen, die er an dem Gestade aufhielte, in der Absicht den Capitain **Cheap** an Bord zu bringen: doch ließ er sich endlich durch Herrn **Bulkely** überreden, von seinem Vorsatz abzustehen. Und da man den Volke die Vorstellung machte, daß auf den Boot ohnedem nicht viel Raum übrig, auch ihr Vorrath von Lebensmitteln nicht so gros sey, daß sie viele überflüßige Personen an Bord nehmen konnten, so drangen sie nicht mehr so stark auf seine Einschiffung und stellten es ihm frey, zurück zu bleiben oder nicht. Nachdem sie den, in dem Magazin vorhandenen Vorrath, der sehr klein war, ausgetheilt hatten, reiseten wir ab, und ließen den

Capi-

Capitain Cheap, Herrn Hamilton und den Wundarzt auf der Insel zurück. Ich konnte zwar immer nicht einsehen, was diese Sachen endlich für einen Ausgang nehmen würden; indessen da ich nicht im geringsten zweifelte, daß man den Capitain Cheap mitnehmen würde, gieng in dieser Meinung ohne Widerstand an Bord. Allein da ich sah, daß sie ihr Vorhaben, welches sie anfänglich mit so großem Eifer in das Werk zu setzen suchten, plözlich fahren ließen: faßte ich den Entschluß, sie bey der ersten Gelegenheit zu verlassen. Ich würde solches Augenblicklich gethan haben, wenn das Langboot nicht in einer ziemlichen Entfernung von dem Ufer vor Anker gelegen wäre. Es waren unsrer in allen ein und achtzig Mann, da wir die Insel verließen. Wir befanden uns auf drey Booten; neun und funfzig waren an Bord des Langboots, zwölf auf dem andern und zehen auf dem dritten. Wir hatten den Vorsatz alle Abends, wo möglich in einen Hafen anzuländen, weil wir in keinem solchen Zustande waren, daß wir uns lange auf diesem Meer zu halten getrauen durften. Ueber dieses war unser Vorrath so klein, daß uns solcher kaum etliche Tage lang erhalten konnte. Unser Wasser war in etlichen Pulverfäßgen; unser Meel war mit See Gras vermenget, damit es länger dauern sollte; die übrigen Lebensmittel hiengen von unsern

Feuerröhren und von unserm Fleiß ab, den wir an den Felsen anwendeten. Nachdem der Capitain **Pemgerton** seine Leute an Boord gebracht hatte, seegelten wir ab. Allein da unser Vorderseil durch einen plötzlichen Stoß von dem Winde zerrissen ward, erreichten wir mit genauer Noth mit Hülfe unsers Boots die Felsen, liefen in einer sandigen Bay ein, und hatten nicht mehr als zehen Ellen Ankergrund. Den folgenden Morgen setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir wurden aber abermals durch einen widrigen Wind, in eine kleine Bay getrieben, die von aussen mit Felsen wohl bedeckt war. Hier sah man sich genöthiget eines von den kleinen Booten nach Cheapsbay zu schicken, und einen Vorrath von Leinwand hohlen zu lassen, weil man glaubte, daß man daran bald Mangel haben würde. Ich sah dieses für eine erwünschte Gelegenheit an, zurücke zu kehren, weswegen ich mich zu diesem Geschäfte brauchen ließ. Wir waren kaum aus dem Langboot, in das kleine gestiegen, so erklärten sich alle, die auf denselben beysammen waren, daß sie eben diese Absicht hätten. Da wir auf der Insel ankamen, waren wir dem Capitain **Cheap** ausserordentlich willkommen. Am folgenden Tag bat ich ihn um Erlaubniß, einen Versuch zu machen, ob ich nicht von den Leuten auf dem Langboot unsern Antheil von dem vorhandenen Vorrath bekommen

men könnte. Er willigte zwar darein. Doch sagte er, wenn wir in dem kleinen Boot zu ihnen kämen, so würden sie uns solches ohne Zweifel nehmen. Ich sagte ihm aber, daß ich nicht völlig bis zu ihnen auf dem Boot hinfahren, sondern zu Lande gar zu ihnen kommen wollte, welches ich auch, wiewohl mit vieler Beschwerlichkeit zu Stande brachte. Ich hätte aber meine Mühe wohl ersparen können, weil sie vergeblich war; denn sie wollten weder mir, noch einem von denen, die sie verlassen hatten, nicht das allergeringste geben. Ich kehrte also zurück, und machte nachgehends noch einen zweyten Versuch, welcher aber eben so vergeblich war, wie der erstere. Ja sie droheten so gar, sie wollten wenn wir mit dem Boot nicht zurück kämen, solches mit Gewalt nehmen. Unser Elend in welchem wir uns seit der Abreise des Langboots befanden, läßt sich kaum beschreiben. Die Lebensmittel wovon wir uns bisher meistens erhalten hatten, waren hie Schellfische. Allein diese waren fast völlig aufgezehrt, so daß wir an dem Ufer wenige mehr antrafen; und was den von dem gescheiterten Schif geretteten Vorrath anbetrifft, so ist leicht zu errachten, daß solcher nicht viel habe ausmachen können, da die Portion, welche auf den Capitain, den Lieutenant Hamilton, und den Wundartzt kam, nicht mehr als sechs Stuck Pöckelfleisch, und eben so viel Schweinenfleisch

und neunzig Pfund Meel ausmachte. Was aber mich, und diejenigen anbelangt, die sie nebst mir verlaßen hatten, so hielten sie dieses für die geringste Rache, die sie an uns ausüben konnten, daß sie uns unsern Theil vorenthielten, ohngeachtet solches eben so hart, als ungerecht war. Denn ein paar Tage nach unserer Zurückkunfft wurde uns etwas ganz weniges gegeben, und dieses noch dazu aus Gnaden: daher wir uns bald wiederum genöthiget sahen, unsern fernern Unterhalt durch unsern Fleiß zu verschaffen. Allein dieser half uns, aus der vorhin angeführten Ursache gegenwärtig nicht viel; wozu noch dieses kam, daß wir uns von dem verunglückten Schiffe, wenig mehr versprechen konnten. Ein gewißes Unkraut, in Inschlit von einigen Lichtern, die wir gerettet hatten, gekocht, und wilder Selleren war unsere einige Kost, und dadurch wurden alle unsere Kräfte dergestalt geschwächt, daß wir kaum mehr kriechen konnten. Zum Unglück vor mich bekam ich einen erschrecklichen Durchlauf, wodurch ich fast völlig entkräfftet wurde. Daher kam es, das ich, als ich auf den Felsen nach Schellfischen suchte, von einem derselben, in ein sehr tiefes Waßer abfiel, und mein Leben mit genauer Noth durch das schwimmen rettete. Da nun der Capitain, durch die Abreise des Langboots nicht mehr von den aufrührischen Drohungen und Beunruhigungen

einer

einer unbändigen Menge zu fürchten und die Freyheit hatte, seinen gemachten Plan, sich gegen Norden zu wenden, aus zuführen: so fieng er nun an, im Ernst auf die Ausführung desselben zu denken. Diesem zu folge wurde an die Ausreisser, die sich ienseit des benachbarten Sees niedergelassen hatten geschickt, um von ihnen zu vernehmen, ob sie geneigt wären, an des Capitains Vorhaben Theil zu nehmen, oder nicht, und im Fall das erstere wäre, sie zu ihm zu bringen. Diese Leute waren so gleich willig, sich ihrem Befehlshaber wieder zu unterwerfen, und durch sie stieg unsere Zahl bis auf zwanzig Personen. Wir hatten nicht mehr als zwey sehr baufällige Boote für alle diese Leute.

Sie hatten beyde durch die schlimme Witterung so viel gelitten, daß sie fast nicht mehr auszubessern waren. Und da uns unser Zimmermann verlassen hatte, wusten wir diesem Uebel mit nichts abzuhelfen, als mit der bisgen Kunst, die wir von ihm gelernet hatten. Indessen machten wir doch an den Booten eine so erträgliche Verbesserung, daß wir sie zu unserm Zwecke gebrauchen konnten. In unsrer höchsten Noth, worunter der Hunger, der alles andere Elend in sich zu schliessen und gleichsam zu verschlingen scheinet, die vornehmste war, hatten wir das Vergnügen, die, wie wir glaubten freundschaftlich gegen uns gesinnten In-

dianer noch einmal zum Vorschein kommen zu sehen. Allein da wir ihnen nichts mehr für ihre Lebensmittel geben konnten, so kam uns ihr Besuch, der diesesmal sehr kurz war, nicht sonderlich zu statten, zudem war auch der kleine Vorrath von Mehl, den der Capitain auf die Reise aufgehoben hatte, wenn wir die Insel verlassen würden, durch ungetreue Hände vermindert worden. Die Diebe, welches drey von unsern Leuten waren, wurden aber balde entdecket, zween davon in Verhaft genommen; der dritte aber nahm seine Zuflucht in den Wald. Dieser Diebstahl wurde in Betracht unserer dringenden Noth für ein abscheuliches Verbrechen angesehen, welches daher mit einer ausserordentlichen Strafe beleget zu werden verdiente, der Capitain gab deswegen auch Befehl, diese Missethäter erstlich nach der Schärfe zu peitschen, und sie sodann auf eine, von uns entlegene Insel zu verbannen. Ehe aber dieses leztere in das Werk konnte gerichtet werden, entwischte der eine davon; der andere aber wurde auf eine unfruchtbare Insel gebracht, wo er nicht die geringste Bedeckung antraf. Aus Mitleiden übertraten wir den Befehl des Capitains, baueten ihm eine kleine Hütte auf, zündeten ihm ein Feuer an, und überließen den armen Schelm seinem Schicksal. Als wir nach ein paar Tagen auf unserm Boot, mit einigen Erfrischungen, dergleichen

chen unser elender Zustand uns abzugeben erlaubte, auf diese Insel kamen, um ihn wieder abzuholen, fanden wir ihn todt und steif. Indessen hatte mich meine vorhin schon erwähnte Krankheit, äusserst abgemattet. Sie wurde aber durch die elenden Speisen die ich geniessen muste täglich vermehret. Einst hatten wir einen schönen Tag, welches unter diesem Clima etwas aufferordentliches ist. Wir machten uns denselben alsobald zu Nutze und besuchten das gescheiterte Schif noch einmal. Unsere Mühe wurde uns dadurch reichlich belohnet, daß wir drey Fässer mit Böckelfleisch fanden, die wir glücklich an das Ufer brachten. Dieser von der Vorsehung uns zugeschickte Vorrath, hätte uns zu keiner bequemern Zeit kommen können, als eben zu dieser, da wir uns der äusersten Hungersnoth ausgesetzet sahen, und kaum noch so viel Kräfte hatten, die Insel zu verlassen. Unsere Krankheit, die weiter nichts, als die Folge des Hungers war, wurde also bald geheilet, und in kurzer Zeit waren wir wieder bey guten Kräften. Dieser Vorrath wurde zu gleichen Theilen unter uns alle ausgetheilet, und diente uns, so lange unser Aufenthalt hier noch dauerte, zum Unterhalt.

Wir trugen endlich alle ein ungedultiges Verlangen, die Insel zu verlassen, zumal da iezt die Täge am längsten, und wir in diesen Gegenden ungefähr die Mitte des Sommers hatten; ungeachtet

achtet in Ansehung der Witterung wenig Unterschied unter den Jahrszeiten zu seyn scheinet. Diesem nach redeten wir den 15. Decemb. welches eben ein leidentlicher Tag war, mit dem Capitain und baten ihn, diese bequeme Zeit zu gebrauchen und Anstalt zur Reise zu machen. Er verlangte aber, daß ihn ein paar von uns an den Ort unserer Beobachtung, nemlich auf die Spitze des Berges des Elendes begleiten sollten. Hier beobachtete er mit seinem Fernglas daß die See sehr angeschwollen sey. Er zeigte uns dieses. Allein unsere Leute ließen sich dadurch nicht irre machen, sondern wollten durchaus fort, es möchte auch gehen wie es wollte. Ich muß hier bemerken, daß der Capitain **Cheap** im Sinne gehabt, wo möglich die Insel Chiloe zu erreichen, welches auch leicht würde haben geschehen können, wenn wir so glücklich gewesen wären mit unsern Booten herum zu kommen. Wir liessen beyde Boote in das Wasser, und brachten alles, was wir hatten, so geschwind als möglich an Bord. In dem größern war der Capitain **Cheap**, der Wundarzt, ich und neun von unsern Leuten; in dem kleinen aber der Lieutenant **Hamilton**, Herr Campbell und sechs andere Personen. Auf dem einen führte ich das Steuerruder, auf dem andern Herr Campbell. Wir waren aber kaum zwo Stunden auf der See, so wendete sich der Wind mehr gegen Westen, und

fieng

fieng an stark zu wehen. Die See schwoll ausserordentlich an, so daß wir es nicht länger aushalten konnten, gegen das Cap oder Vorgebürge zu zurudern, wohin wir unser Augenmerk gerüstet hatten. Dieses Vorgebürge hatten wir einst bey heitern Wetter, während unsern Aufenthalt auf der Insel, auf dem Berge des Elendes entdecket; und schien solches damals zwanzig bis dreyßig Seemeilen von uns entfernet zu seyn. Wir sahen uns also genöthiget, uns rechts zu wenden, um dem Wind auszuweichen. Ungeachtet das kleine Boot nicht weit von uns entfernet war, so konnten wir dasselbige nicht sehen, ausser dann und wann, auf der Spitze der wie ein Berg aufgethürmten See. In beyden Booten musten die Leute so dicht als möglich an einander sitzen, um die See abzuhalten, damit dieselbe unser Fahrzeug nicht anfüllte, welches wir alle Augenblicke erwarten musten. Wir sahen uns auch genöthiget alles was wir hatten, so gar unser Böckelfleisch in die See zu werfen, um die Boote leichter zu machen. Bey hereinbrechender Nacht merkten wir, daß wir an das Ufer, den Wind gegen über getrieben wurden, und da wir alle Augenblick erwarten musten, von den ersten Stoß in Stücken gestossen zu werden, erblickten wir eine kleine Oefnung zwischen zween Felsen, vor denen wir uns befanden. Durch dieselbe führte uns ein sehr enger

Weg an einen Ort, wo die Boote in der vollkommensten Sicherheit waren. Unser kleines Boot hatte vor uns diesen Weg gefunden, und wir hatten eine ausserordentliche Freude uns hier, nach einer so unerwarteten Befreyung einander wieder anzutreffen. Wir befestigten hier unsere Boote, und stiegen auf einen Felsen hinauf. Den ersten Theil der Nacht hindurch regnete es sehr stark, und war sehr kalt; und ob wir gleich nicht einen trockenen Faden an uns hatten, und wir auch kein Holz finden konnten um Feuer zu machen: musten wir doch die Nacht in diesem äuserst elenden Zustande unter freyen Himmel, in unsern nassen Kleidern, zitternd zubringen. Da bey Anbruch des Tages die Kälte zunahm, war es keinen von uns möglich einen Augenblick zu schlaffen. Ueber dieses hatten wir Tags zuvor unsern ganzen Vorrath über Bord geworfen; und da wir auf dieser Küste nicht das geringste zum essen anzutreffen hoffen konnten, so verliessen wir des Morgens den gefundenen Hafen. Allein die See war ausserhalb so hoch, daß wir nicht weit kommen konnten. Nachdem wir den ganzen Tag gerudert, kamen wir gegen Abend an einige kleine Inseln, wir ländeten auf einer von denselben an, fanden aber daß sie ein blosser Sumpf war. Weil das Wetter immerzu einerley blieb, so brachten wir diese Nacht eben so, wie die vorige zu. Wir hatten anfänglich

lich wenig oder nichts zu essen; den folgenden Tag aber waren wir glücklicher. Der Wundarzt schoß eine Gans, auch fanden wir genugsame Materie zu einem guten Feuer. Wir sahen uns genöthiget uns hier drey bis vier Tage zu verweilen, weil das Wetter so schlimm war, daß wir uns nicht auf die See wagen durften. So bald solche wiederum etwas erträglich geworden war, verließen wir diesen Ort, und schifferen gegen Norden zu. Allein unsere Fahrt glückte uns nicht, wir musten gegen Abend wieder zurück kehren, ohne den ganzen Tag etwas gefunden zu haben, womit wir unsern Hunger hätten stillen können.

Die folgende Nacht blieben wir in einer kleinen Bay, die wir wegen der Menge des Rothholzes, so wir daselbst antraffen, die Rothholzbay nenneten. Als wir Tags darauf diesen Ort verliessen, hatten wir Sudwind, welcher stark wehete, und dieses machte, daß wir an diesen Tag sehr weit gegen Norden kamen. Gegen Abend langten wir an eine ziemlich grosse Insel an, da wir auf derselben an das Land gestiegen waren, fanden wir die schönsten Bäume daselbst, die wir jemals gesehen hatten. Ihre Stämme hatten eine ungeheure Höhe, ohne Knoten und Aeste. Sie waren so gerade, wie die Cedern, ihre Blätter kommen mit den Myrthen-Blättern überein; nur waren sie etwas grösser. Ich habe zwar auf der Küste

ste von Quinea Bäume gesehen, die im Umfang noch grösser waren als diese; in Ansehung der Länge des Stamms, welcher wie ein Kegel stuffen weis immer spitziger wurde, habe ich nirgend einige angetroffen, die damit zu vergleichen gewesen wären. Das Holz war sehr hart, und wenn es nicht so schwer gewesen wäre, hätte man es wohl zu Mastbäumen gebrauchen können. Das Ufer war mit sehr vielen Bäumen von ungeheurer Grösse bedeckt, welches die Wellen an dasselbe getrieben hatten, die meisten waren Cedernbäume, welche ein helles Feuer geben. Allein dasselbe schnapet und springt so gerne, daß wir, als wir nach einen guten Schlaf des Morgens aufwachten, unsere Kleider von den Funken versengt, und mit Splittern bedeckt antraffen.

Da es am folgenden Morgen ziemlich ruhig war, ruderten wir weiter; wir waren aber kaum von der Insel entfernet, so hatten wir einen starken Westwind. Wir ruderten auf eine sehr grosse Bay zu, die uns gegen Norden lag, wir hofften in dieselbe zu kommen, da das Land sehr niedrig war, es war aber nicht möglich; wir hielten uns also gegen Westen zu an das Ufer. Dieser Theil welcher nach meiner Meinung über funfzig Meilen von der Wagersinsel entfernet ist, ist der eigentliche Grund der grossen Bay, worinnen sie liegt. Hier war der einige Weg zu finden, und

wenn

wenn es möglich gewesen wäre, daß uns dieses iemannd hätte sagen können, so würden wir viele vergebliche Mühe erspart haben.

Ich werde von dieser Passage in der Folge mehr zu reden Gelegenheit haben. Gegen Abend kamen wir zwischen zween Felsen in eine kleine Bay, die gerade so gros war, daß beyde Boote Platz darinnen hatten. Hier begegnete uns ein Zufall, der uns sehr beunruhigte, nachdem wir unsere Boote befestiget hatten, stiegen wir einen Felsen hinauf, der kaum so gros war, daß wir uns alle auf demselben aufhalten konnten: Da wir nichts zu essen hatten, nahmen wir zu unsern gewöhnlichen Mittel für den Hunger unsere Zuflucht. Wir legten uns nemlich schlaffen, wir machten daher Feuer, und legten uns rings um dasselbe herum, so gut wir konnten. Weil aber ein paar von unsern Leuten nicht Platz genug hatten, so entfernten sie sich etwas von uns, und verfügten sich in eine kleine Höhle über die ein grosser Felsen hervorragte, und derselben zu einer Decke dienete. Mitten in der Nacht wurden wir von einem erschrecklichen Gerumpel aufgeweckt, welches wir für nichts anders, als für einen Stoß von einen Erdbeben hielten, dergleichen wir in diesen Gegenden vorher schon etlichemal gespüret hatten. Wir hielten auch diese Vermuthung für wohlgegründet, indem wir ein düsteres Heulen und Win-

seln, wie von Leuten höreten, die die Erde halb verschlungen hatte. Wir stunden augenblicklich auf, und giengen an den Ort wo das Geschrey her kam; mit hin wurden wir in unsrer Meinung vollkommen bekräftiget, die wir von diesem Zufall gehabt hatten. Denn wir traffen hier unsere beeden Leute unter lockern Steinen und Erde fast begraben an. Als wir aber weiter nachforscheten, fanden wir die wahre Ursache, von welcher dieses Gerumpel herrührte, als welches von dem plötzlichen Zurückweichen der herfürragenden Klippe herkam, wodurch etwas lockere Erde auf unsere Leute geschüttet wurde, die wir mit einiger Mühe wegschaften, und sie also aus diesem unbequemen Orte erlöseten. Am folgenden Morgen machten wir uns zeitlich wieder auf den Weg, und da der Wind von Westen blies, ruderten wir den ganzen Tag auf das Vorgebürge zu, welches wir die Nacht zuvor gesehen hatten. Wir konnten aber keinen Hafen finden, sondern musten uns auf eine sandige Bay legen, und die ganze Nacht in unsern Booten bleiben, welche sehr fürchterlich war, indem es ohne aufhören fort regnete. Hier plagte uns der Hunger dergestalt, daß wir die Schuh von unsern Füßen aßen, die aus rohen Häuten von Seehunden gemacht waren. Des Morgens verließen wir die Bay, das unaufhörlich fortwährende Wetter aber hatte uns dergestalt

mürbe gemacht, daß wir gegen alles was uns begegnen konnte, gleich gültig waren. Eines von unsern Booten wurde durch einen Stoß an das Land getrieben. Dieses geschah nach unserer Rechnung am Weyhnachtstage. Allein unsere Zeitrechnung war durch die Unglücks-Fälle die wir von Zeit zu Zeit auszustehen hatten, dergestalt verwirret worden, daß wir uns nicht sicher darauf verlassen konnten. Da wir das eine Boot in einer so augenscheinlichen Gefahr sahen, kamen wir demselben mit dem andern zu Hülfe. Wir waren auch so glücklich zu demselben zu kommen und es zu retten. Am folgenden Tage war so schlimmes Wetter, daß wir uns nicht getraueten weiter zu kommen. Wir brachten hierauf einige Tage damit zu, daß wir hin und her fuhren, um Lebensmittel zu finden, weil die Witterung zu schlimm war um das Cap herum zu kommen. Da das Wetter sich immer verschlimmerte, suchten wir an das Ufer zu kommen, um etwas zu unsern Unterhalte zu finden. Wir ließen in jedem Boot zween Mann, welche dieselben bewachen musten. Dieses Amt nahm jeder von uns wechsels weise über sich, und diesesmal traf es eben mich, daß ich mit einem andern von unsern Leuten auf dem einen Boot bleiben muste. Die Nacht durch blis der Wind sehr hefftig; weil wir aber äusserst müde waren, legten wir uns in den Boot schlaffen. Endlich

wurde ich durch eine ungewöhnliche Bewegung, die das Boot machte aufgeweckt. Zu gleicher Zeit hörte ich ein klägliches Geschrey, welches Leute, die in großen Nöthen waren, zu machen schienen. Ich sah hinaus und erblickte unser anders Boot welches von den Wellen in die Höhe getrieben, und bald darauf unsichtbar wurde. Einer von unsern Leuten nemlich der Quatiermeister William Rose ersof; der andere aber wurde an das Ufer getrieben, und daselbst von unsern Leuten noch glücklich gerettet. Wir beyde die wir in den andern Boot waren, erwarteten alle Augenblicke das nemliche traurige Schicksal; denn die Wellen worfen uns hin und her. Endlich legte sich der Wind, doch waren wir nicht im Stande an das Ufer zu kommen; und zu unsrer größten Aergerniß konnten wir unsere Cameraden am Ufer sehen, wo sie Seefische aßen, da wir unterdessen vor Kälte und Hunger hätten verschmachten mögen. Denn wir hatten wirklich das ganze vergangene Monat keinen trockenen Fassen an unserm Leibe. Den folgenden Tag de das Wetter etwas erträglicher wurde, suchten wir so nahe an das Ufer zu kommen, als es uns möglich war, so daß uns unsere Cameraden einige Lebern von Seefischen in das Boot werfen konnten. Weil wir dieselben aber mit allzu großer Begierde assen, bekamen sie uns so übel, daß wir äusserst krank davon

von wurden; und diese Krankheit war so heftig, daß sich unsere Haut von dem ganzen Cörper, vom Kopfe an, bis auf die Füße ablöfete.

Unter der Zeit da sich unsere Leute am Ufer aufhielten, traf Herr Hamilton einen großen Delphin oder Seelöwen an. Er gab Feuer auf ihm. Allein das Thier wendete sich um, und gieng mit offenem Rachen auf ihn los. Weil er ihm aber das Bajonet vorhielte, so stieß er sich solches nebst einem guten Theil der Flinte in den Hals, welche das Thier so leicht entzwey biß, als ob es ein Faden gewesen wäre. Indeßen hatte doch die Wunden, die dieses Thier empfangen hatte, demselben so wenig geschadet, daß alle fernere Bemühung, solches zu tödten, umsonst war, so daß es glücklich davon kam. Ich nannte dieses Thier einen Delphin oder Seelöwen, weil es in vielen Stücken mit denselben übereinkam. Doch übertraf sie denselben an größe sehr weit: und ich glaube es sey genau genug bestimmt, wenn ich sage, es sey dasselbe von einer andern Art gewesen. Herr Walter hat in Lord Ansons Reise von den Meerlöwen, die man um Juan Fernands antrift, eine ausführliche Nachricht gegeben. Sie haben aber in den verschiedenen Gegenden der Welt, verschiedene Gestalten sowohl als Eigenschaften, wie ich solches sowohl auf der gegenwärtigen, als auf einer andern Reise, die ich

lezthin machte, wahrgenommen habe. So viel indessen schon von den Meerlöwen gesagt worden ist, so kan ich doch nicht umhin, ein paar sonderbare Umstände von denselben zu berühren; einer betrift die Gestalt derselben, und der andere ihre besondre Art, wodurch sie sich von denen, die iener beschrieben hat, unterscheiden. Diejenigen, die ich gesehen habe, hatten jene Schnautze oder jenen Rüssel nicht, der bis auf das Ende des obern Kinnbackens herabhängt; die Männlein aber sind mit einer großen zottichten Mähne versehen, welches ihnen ein sehr fürchterliches Ansehen giebt. Und da obgemeldter Schriftsteller sagt, daß diejenigen, die er gesehen, schwer und plump und leicht zu tödten gewesen, so fanden wir im Gegentheil einige, welche eine Meile von dem Meer lagen, und auf uns los giengen, wenn sie beunruhiget wurden, und zwar mit einem solchen Ungestüm, daß wir Mühe hatten, ihrer Wuth zu entgehen. Griffen wir sie aber an, so wendeten sie sich mit großer Behendigkeit um, sich zu vertheidigen.

Nachdem wir das eine Boot verlohren, und in dem andern nicht alle Raum hatten, so sahen wir uns genöthigt, einige von unsern Leuten zurück zu lassen. Diese waren insgesamt Seeleute, welche keine sonderliche Einwendung wider den Entschluß zu machen schienen, den wir in Ansehung

ihrer

ihrer gemacht hatten; so sehr war ihnen durch das Unglück, und durch die Gefahren, die wir bisher ausgestanden hatten, aller Muth benommen worden. In der That glaube ich, daß es dem grösten Theil der übrigen, sehr gleichgültig würde gewesen seyn, ob man sie an Bord genommen, oder zurück gelassen hätte. Der Capitain theilte unter diese arme Leute Gewehr und Pulver und Bley aus; er gab ihnen auch einige andere Nothwendigkeiten. Da wir abreiseten, stunden sie am Ufer, gaben dreymal Salve und riefen: es lebe der König. Wir sahen bald darauf, daß sie einander hoifen, über eine lange Reihe von Klippen zu kommen. Wenn ich aber überlege, was für Schwierigkeiten sie zu überwinden hätten, über die Klippen zu kommen, welches doch der einige Weg war, auf dem sie fortkommen konnten, indem durch die Wälder, theils wegen ihre Dicke, theils wegen der Moräste, die man überall darinn antraf, nicht zu kommen war; wenn ich ferner überlege, daß die Küste hier wegen des hohen Meers, welche dieselbe beständig überschwemmet, nicht zu bewohnen ist, so daß man auch nicht einmahl einen kleinen Schellfisch daselbst antrift, so ist es mir höchst wahrscheinlich, daß sie alle ein trauriges Ende werden genommen haben.

Wir ruderten längst dem Ufer hin gegen Westen zu, um wo möglich in das Cap zu kom-

men: allein wir hatten abermal so widrigen Wind, daß wir alle Augenblick den Untergang unsers Boots befürchten musten. Allein da wir ietzt nicht mehr so sehr, wie ehehin auf die Erhaltung unsers Lebens bedacht waren, so ließen wir uns nichts abhalten, troz aller Gefahr, unsere Fahrt so lange fort zu setzen, bis wir gegen Norden in eine Bay kamen, die wir die Marine Bay nannten. Allein hier war die Gefahr so gros, daß wir die ganze Nacht an den Rudern bleiben musten. Wir entschloßen uns daher auch wieder auf die Wagers Insel zurück zu kehren, in unser elendes Leben daselbst gar zu vollenden, weil wir nicht die geringste Hofnung vor uns sahen, jemals wieder in unser Vaterland zurücke zu kehren.

Ehe wir uns aber, diesen gefaßten Entschluß zu Folge wieder auf den Weg machten, war es nöthig, wo möglich, einen kleinen Vorrath von Seefischen zu bekommen, um auf dem Wege etwas zur Zehrung zu haben, weil wir nicht hofen konnten, unterwegs etwas zu unserm Unterhalte anzutreffen. Wir faßten also den Entschluß, jene See wieder zu suchen, wo wir vorher einige Seefische gefunden hatten, um uns wieder damit zu versehen. Wir waren auch so glücklich einige zu töden, welche wir kochten, und in dem Boote aufhuben. Mittlerweile da wir an dem Ufer beschäf-

schäftiget waren, einige Partheyen aus zuschicken, um Fische zu suchen, oder was ihnen sonst in den Weg kommen würde, entdeckte unser Wundarzt, ein sehr grosses Loch welches zu einer Höle in den Felsen zu führen schiene. Dieses Loch war so beschafen, daß man sehen konnte, daß es nicht ganz so von der Natur könne gemacht seyn, sondern man sah deutliche Merkmale, daß es ausgeräumet, und durch den Fleiß zugänglicher gemacht worden sey. Der Wundarzt stund eine Zeitlang bey sich an, ob er es wagen sollte hinein zu gehen, weil er nicht wißen konnte, ob sich jemand darinnen aufhielte, und wie er etwan würde aufgenommen werden. Allein seine Neubegierde übertraf alle seine Furcht. Er faßte also den Entschluß hinein zu gehen. Dieses that er auf seinen Händen und Knien, weil die Passage zu niedrig war, daß er auf andre Art hätte hinein kommen können. Nachdem er auf diese Art eine Zeitlang fortgekrochen, und einen ziemlichen Weg hinter sich geleget hatte, langte er endlich in einer geräumigen Kammer an: von der er nicht gewis wissen konnte ob sie durch Kunst oder von Natur also gemacht gewesen. Das Licht fiel von oben herab durch ein Loch in diese Kammer. In der Mitte war eine Art einer Todenbahre, die aus Stecken, welche Creutzweis übereinander lagen, gemacht, und mit fünf Schuh hohen Stützen unterstützet war. Auf dieser

Todenbahre lagen fünf bis sechs Cörper ausgestreckt, welche dem Ansehen nach schon vor geraumer Zeit dahin geleget worden waren; ohngeachtet sie weder eine Abnahme oder Verminderung erlitten hatten. Sie lagen unbedeckt da, und das Fleisch an diesen Körpern war vollkommen dürr und hart geworden. Ob dieses durch die Kunst, oder durch ein Geheimnis, welches die Wilden hatten, also gemacht worden sey, oder ob die Luft in der Höle eine solche austrocknende Kraft habe, kan ich nicht gewis sagen. Ueber dieses hielt sich auch der Wundarzt, weil er hier nichts zu essen fand, um deswillen er doch hauptsächlich in diese Höhle gekrochen war, nicht mit langen Untersuchungen auf, die er vielleicht zu einer andern Zeit würde angestellet haben; er kroch vielmehr eben so wieder heraus, wie er hinein gekommen war, und erzählte dem ersten, den besten, den er antraf, was er gesehen hatte. Einige waren so neugierig, daß sie sich ebenfalls hinein wagten. Ich habe vergessen anzumerken, daß in der Kammer noch eine andere Reihe von Leichnamen anzutreffen war, die auf die nemliche Art auf einem andern flachen Boden unter die Todtenbahre gelegt waren. Vermuthlich war dieses der Begräbnisort ihrer vornehmen Männer, die sie Caciken nennten. Allein wir konnten uns unmöglich vorstellen, von wannen sie etwa hieher möchten gebracht worden seyn, indem in der

Gegend nicht die allermindeste Spur von einer indianischen Wohnung anzutreffen war. Wir hatten keinen Wilden mehr gesehen, seit dem wir unsere Insel verlassen hatten; auch hatten wir weder in den Hölen noch in den Bayen, die wir gegen Norden zu fanden einige Merkmale von Feuerplätzen, oder andere Spuren von ihnen angetroffen, die sie insgemein hinter sich zu lassen pflegen. Es ist auch an dem ungestümmen Meer welches beständig an diese Küste schlägt, aus den greulichen Ansehen desselben, und aus den Sümpfen, die überall daselbst anzutreffen sind, ganz wahrscheinlich, daß sie wenig oder gar nicht von Menschen besucht worden sey. Wir machten uns endlich wieder auf den Weg nach unserer Insel zu, wiewohl solches mit dem betrübtesten Geiste geschah. Denn bey unsern bisher ausgestandenen Elende, trösteten wir uns doch immer mit der Hofnung, dasselbe bey dem Fortgang unserer Reise, geendiget zu sehen; aber gegenwärtig hatten wir die fürchterlichsten schrecklichsten Aussichten vor uns, indem wir auf unsern Zurückwege die alte Gefahr vor uns sahen, ohne daß wir uns schmeicheln durften unser Schicksal gebessert zu sehen, wenn wir dieselbe würden überwunden haben; vielmehr einen unveränderlichen und elenden Tod vor uns sahen. Denn wir sahen keine Möglichkeit ein, durch menschliche Hülfe dem traurigen Schicksal des Erhungerns auf

der Insel, auf welche wir wieder zurücke zu kehren im Begrif waren, zu entgehen. Die Schellfische, so das einige war, womit wir uns bisher auf dieser Insel einigermassen erhalten hatten, waren alle aufgezehret; und die Indianer schienen so wenig menschliches Mitleiden mit uns zu haben, daß wir uns nicht die geringste Hofnung machen durften, einigen Beystand von ihnen zu erhalten. Sie wollten schon ihre Hunde nicht mehr mit uns vertauschen, weil wir ihnen nichts anständiges mehr dafür geben konnten. Es war daher allerdings ein Wunder, daß wir uns nicht der Verzweiflung überließen, und alle fernere Versuche, uns zu retten, unterließen. Allein jene unsichtbare Macht die auch die widrigsten Mittel zur Ausführung seines Vorhabens geschickt machen kan, unterstützte uns, daß wir nicht zu Boden gedrückt wurden.

Um diese Zeit fiel das gewöhnliche schlimme Wetter wiederum ein. Wir wagten uns indessen doch wieder auf die Reise. Allein ein Sturm überfiel uns; unser Boot war augenblicklich mit Wasser angefüllt, welches wir mit unsern Händen, Hüten, oder andern Dingen, die Wasser hielten, mit genauer Noth endlich wieder hinausbrachten. Dieser fürchterliche Umstand nöthigte uns zurück zu gehen, und uns in einer Höhle zu retten. Hier hielt uns die äusserst schlimme Witterung zween

bis

bis drey Tage auf. Zum guten Glück hatten wir noch einige Lebensmittel; sonst würden wir gewis haben erhungern müssen, weil wir hier nicht das geringste zu unsern Unterhalt antrafen.

Endlich erreichten wir die Montrosen-Insel, wie sie unser Capitain nennte. Dieses ist beynahe der schönste und angenehmste Ort, den wir in diesem Theil der Welt gesehen hatten; ohngeachtet wir daselbst nichts zu essen antrafen, ausser einige Beere, welche an Geschmack den Johannisbeeren gleich kamen; sie haben eine schwarze Farbe und wachsen in den Sümpfen; die Büsche oder Bäume auf denen sie wachsen, sind viel höher, als unsere Johannesbeerstauden. Wir blieben eine Zeitlang hier, und ernährten uns von diesen Beeren, und von den Rest unserer Seefische, die aber schon fast völlig verfaulet waren. Unsere beyden ersten Versuche, von dieser Insel weg zu kommen, waren vergeblich, indem uns das stürmische Wetter allemal wieder nöthigte umzukehren. Einer von unsern Leuten hatte grossen Lust hier zu bleiben, weil er diese Insel für einen eben so bequemen Ort hielte, als die Wagersinsel, um daselbst seine Tage zu endigen; allein die übrigen nöthigten ihn, mit zu gehen. Wir waren noch nicht lange auf dem Meer, so erhub sich ein erschrecklicher Sturmwind; und der Nebel war so dick, daß wir das Land aus dem Gesicht verlohren,

und nicht mehr wusten, wohin wir uns wenden sollten. Wir überließen uns also den Wellen, und kamen doch endlich diesen Abend in die Rothholzbay, das Wetter aber blieb die ganze Nacht hindurch so stürmisch, daß wir kein Feuer erhalten konnten, uns an denselben zu trocknen. Weil wir nun nichts vor uns sahen, als entweder hier Hungers zu sterben, oder uns abermals auf das Meer zu wagen, so erwählten wir lieber das letztere, und machten uns des Morgens wieder auf die Reise, ohngeachtet das Wetter sich nicht viel gebessert hatte. Nach drey bis vier Tagen langten wir nemlich in unsern alten Wohnungen, auf der Wagers Insel an. Unser Zustand war jetzt äusserst elend. Denn ob wir gleich bey unserer Abreise von dieser Insel glaubten, daß unser damaliges Elend gar keiner Vergrösserung fähig sey, so war doch solches, in Betracht dessen, was wir gegenwärtig litten, beneidens würdig, so elend hatte uns der Hunger und die ausgestandenen Mühseligkeiten auf dieser Reise gemacht: indem wir einige Tage nichts als Seegras zu essen hatten. Wir hatten nach unserer Ausrechnung, mit dieser Reise, gerade zwey Monate zu gebracht, bey welcher Gelegenheit wir hinterwärts und vorwärts um eine grosse Bay gefahren waren, die gegen Norden von einen hohen Lande gebildet wird, das wir von dem Elendberge entdeckten.

Das

Das erste, so wir bey unserer Ankunft vornahmen, war dieses, daß wir unser Boot in Sicherheit brachten, weil dieses noch das einige war, so uns zu unserer Erlösung einige Hofnung machen konnte. Nachdem dieses geschehen war, giengen wir auf unsere Hütten zu, welche eine Art eines Dorfes oder Strasse bildeten, die aus verschiedenen unordentlichen Wohnungen bestand; von denen einige mit Reißholz bedeckt waren, und einen erträglichen Schutz wider das üble Wetter gewähreten. Unter diesen Hütten trafen wir eine an, die zu unsern grösten Erstaunen zugenagelt war. Wir brachen sie auf und fanden einiges Eisenwerk, welches mit vieler Mühe von den Trümmern, die von dem gescheiterten Schif an das Ufer waren getrieben worden, musten abgebrochen worden seyn. Wir schlossen hieraus, daß die Indianer, welche in unserer Abwesenheit hier gewesen, von einem andern Stamm seyn musten, als diejenigen, mit denen wir vorher einigen Verkehr getrieben hatten; und die das Eisen wenig zu achten schienen: daß sie auch von einer andern Gegend müssen hergekommen seyn, wo sie eine Bekanntschaft mit den Spaniern gehabt, von denen sie den Gebrauch und Werth des Eisens gelernet hatten. Die Wilden haben überhaupts die Gewohnheit, daß sie die Fremden gerne bestehlen; je geschickter sie dieses anzustellen

wissen,

wissen, desto mehr Ruhm haben sie davon, ohngeachtet sie gegen einander, was das Eigenthum eines jeglichen anbetrift, die gröste Ehrlichkeit zu beobachten pflegen. Wir konnten also nicht zweifeln, daß sie alle unsere Häuser würden geplündert haben. Allein unsere Leute hatten die Vorsicht gebraucht, alles brauchbare Geräthe weg zuräumen, ehe sie auf das Langboot giengen, und sich besonders aus dem vorhandenen Tuche, Hosen, und Kittel zu machen. Bey weitern Nachsuchen fanden wir in dem Gebüsche hinter einer von unsern Hütten einige Stücke von Seefischen, die aber schon fast völlig verfault waren, vor denen aber doch unsere Mägen gar keinen Eckel bezeugten. Hierauf machten sich unsere Leute auf dem Elendberg, um den Cörper jenes Ermordeten, den wir bald nach unserer Ankunft daselbst antrafen, zu begraben. Denn unsere Leute glaubten, nichts sey daran Schuld, daß unsere letzte Reise so übel ausgefallen wäre, als weil sie dieser Person, diesen Dienst nicht gethan hätten.

Daß das gemeine Volk überhaupt dem Aberglauben sehr ergeben sey, ist eine Anmerkung, die sich auf die Erfahrung gründet. Die Ursache hiervon ist auch leicht zu errathen. Eben dieses hat auch bey dem Schiffvolke statt, das noch aberglaubischer ist, als der andere Pöbel. In den erleuchtesten Zeiten des Alterthums, war es

eine

eine gemeine Meinung, daß die Geister verstorbener Menschen nicht eher ruhen könnten, bis ihre Cörper begraben wären; und daß sie die Hinterlassenen, so lange plagten und quälten, bis sie diese Pflicht gegen sie beobachtet hätten. Dieses glauben die gemeinen Leute noch immer, in den meisten Ländern, und unsere Leute wurden in dieser Meinung noch mehr durch den traurigen Zustand bekräftiget, in welchen sie sich versetzet sahen; und ein besonderer Zufall, der sich kurz vor dem Antritt unserer letzten Reise ereignete, bestärkte sie in ihrer vorgefassten Meinung noch weit mehr. Wir wurden nemlich in einer gewissen Nacht von dem Geschrey eines Menschen beunruhiget, welches dem Geschrey eines solchen gleich, der in Gefahr ist zu ersauffen. Viele von uns liefen aus ihren Hütten heraus, und auf den Ort zu, von dem das Geschrey herkam, welches nicht weit von dem Ufer entfernet war: wir sahen daselbst, aber nicht ganz genau, (denn es war damals Mondschein) eine Gestalt, wie von einem Menschen, der halb ausserhalb den Wasser schwamm; Das Geschrey, welches dieses Thier machte, war so sehr von den Geheule der Thiere unterschieden, die wir bisher gesehen hatten, daß unsere Leute dadurch in einen gewaltigen Schrecken geriethen. An diese Erscheinung erinnerten sie sich zur Zeit ihres Unglücks beständig, und machten sich dabey

immer

immer Vorwürfe wegen Verabsäumung der Pflicht, den Todten zu begraben, die sie nun eilfertig vollstreckten.

Es stund nicht lange an, so befanden wir uns, aus Mangel der Lebensmittel, abermals in der grösten Noth, zumal da das Wetter äusserst schlimm war. Wir hatten weiter nichts zu essen, als wilden Sellery, welcher unsern Magen mehr quälte, als daß solcher unsern Hunger stillte. Endlich fieng man schon an, von dem lezten und schrecklichsten Mittel, unserer Noth abzuhelfen, heimlich zu reden, daß man nemlich einen von uns schlachten müste, um die übrigen zu erhalten; und in der That waren einige unter uns, die dadurch, daß sie alles, was sie fanden, roh fraßen, nicht viel besser geworden waren, als die Canibalen. Zum grösten Glück für uns, um nur diesen abscheulichen Schritt zu verhüten, fand Herr Hamilton um diese Zeit einige Stücke Pöckelfleisch, welche das Meer, einige Meilen von unsern Hütten an das Land geworfen hatte. Herr Hamilton, der sich einer Versuchung ausgesezt fand, welcher wenige in gleichen Fällen würden wiederstanden haben, wollte diesen Fund nicht verbergen, sondern theilte ihn grosmüthiger Weise unter uns aus.

Etliche wenige Tage darnach wurde uns die Vernaglung einer von unsern Hütten, und was

die

die Indianer während unserer Abwesenheit auf der Insel vorgenommen, zum Theil erkläret. Denn ungefähr funfzehen Tage nach unserer Zurückkunft kam eine Parthey Indianer in zwo Canoen auf die Insel, und waren nicht wenig erstaunt, uns wieder daselbst anzutreffen. Unter diesen war ein Indianer von dem Stamm der Chonos, welche in der Nachbarschaft der Insel Chiloe wohnen. Er redete die spanische Sprache, aber mit einen so wilden Accent, daß ihn niemand verstehen konnte, ausgenommen solche, die dieser Sprache vollkommen Meister waren. Er war ein Cacik, oder Anführer seines Stammes, in welcher Würde ihn die Spanier bestättiget hatten. Denn er führte das gewöhnliche Zeichen, oder Merkmal, wodurch die Spanier und was von ihnen dependiret, ihre Kriegs- und Civil-Bedienten zu unterscheiden pflegten, nemlich einem Stab mit einem silbernen Knopf. Diese Merkmale der Würde, auf welche sich die Indianer sehr viel einbilden, dienen dazu, daß die Caciken theils der spanischen Regierung desto ergebener bleiben, theils aber daß sie bey ihren eigenen Vasallen, in desto grössern Ansehen erhalten werden. Indessen bleiben sie doch die elendesten Sclaven, und haben nicht das geringste, daß sie ihr Eigenthum nennen könnten. Die Nachricht von unsern Schifbruch, wurde, wie wir vermutheten von

den

den Chonos erfahren, und zwar vermittelst iener Indianer, die uns zuerst besucht hatten. Dieser Cacik wurde also entweder abgeschickt, um sich um die Wahrheit dieser Sache zu erkundigen; oder er machte sich für sich selbst auf den Weg, von dem Schifbruch einigen Nutzen zu ziehen, und etwas Eisenwerk zu seinem Gebrauche zu überkommen. Denn dieses Metall hat bey diesen Wilden einen sehr hohen Werth bekommen, seit dem sie von den Spaniern gelernet, wie nüzlich und brauchbar dasselbe sey. Gleichwie es aber schon ein grosses Verbrechen ist, wenn ein Indianer etwas, sollte es auch ein rostiger Nagel seyn, vor einem spanischen Re oder Gouverneur verbirgt: so war der Cacik darauf bedacht, seine kleine Beute so lange zu verstecken, bis er sie gemächlich unter bringen konnte. Denn wir hatten, um diese Wilden zu Freunden zu behalten, ihren Schatz unangetastet gelassen.

Unser Wundarzt, Herr Elliot der einige wenige spanische Worte sprechen konnte, gab den Caciken zu verstehen, daß unsere Absicht sey, wo möglich einen von den spanischen Wohnplätzen zu erreichen; daß uns der beste und sicherste Weg unbekannt sey, und daß wir nicht wüsten, womit wir uns auf der Reise unsers Leben fortfristen sollten. Er versprach ihm, wenn er uns, in unserm Boot mitnehmen wollte, daß nicht nur das

Boot, sondern alles, was darinnen befindlich wäre, sein Eigenthum seyn sollte, so balde wir solches zu unserer Reise nicht mehr nöthig haben würden. Diese Bedingnisse ließ sich der Cacik endlich, nach vielen Ueberredungen gefallen. Dem zu Folge machten wir auch alle Anstalten, und begaben uns an Bord unsers Boots, in allen funfzehen Mann, den Caciken, der Martin hieß, und seinen Knecht Emanuel mit eingeschloßen. Er waren unserer zwar sechszehen, als wir von unserer lezten Reise zurückkamen: wir hatten aber seit der Zeit zween von unserer Gesellschaft verlohren, die der Hunger getödtet hatte, und ein Bootsknecht, welcher einen Diebstahl begangen hatte, war davon gegangen, um der verdienten Strafe auszuweichen, und sich in den Wäldern zu verbergen, von den wir auch seit der Zeit nichts mehr gehöret haben. Wir machten uns also in Begleitung der beyden indianischen Canoes auf den Weg; in einer derselben befand sich ein Wilder, mit seinen zwey Weibern, welcher etwas mehr zu seyn schien, als die andern, und auch etwas artiges in seiner Person hatte. Er wohnte, während seines Aufenthaltes bey uns, in einer besondern Hütte, die von den übrigen Indianern abgesondert war, welche ihm sehr ehrerbietig zu begegnen schienen. Nach zwo oder drey Nächten, verließen uns die Indianer, die von den Spaniern unab-

hängig waren, und südwärts von unsern Chonolschen Führer wohnten, und ließen uns unsere Reise alleine fortsetzen.

Die erste Nacht blieben wir auf einer Insel, die von allen Lebensmitteln entblöset war; doch fanden wir einen sichern Ort für unser Boot. Wir machten also Feuer, und legten uns bey denselben schlaffen. Die folgende Nacht waren wir unglücklicher, und auch unser Mangel wurde gröser. Wir fanden keinen Ort, wo wir unsere Boot vor Anker legen konnten, und musten also die ganze Nacht am Ruder bleiben, wobey wir zugleich grausam Hunger leiden musten. Den folgenden Tag kamen wir in eine grosse Bay, wo unser indianischer Führer, seine Familie, ein Weib und zwey Kinder in einer Hütte zurück gelassen hatte. Wir hielten uns daselbst ein paar Tage auf, und diese Zeit wendeten wir beständig dazu an, daß wir auf dem Ufer herum lieffen und Schellfische suchten.

Wir machten uns hierauf wieder auf den Weg, nachdem wir die Familie unsers Führers an Bord genommen hatten, der uns an einen Fluß führte, dessen Strom so hefftig war, daß wir mit aller unserer Mühe von Morgen bis auf den Abend, nicht viel weiter kommen konnten, und am Ende genöthiget waren wieder zurücke zu kehren. Ich hatte bisher das Boot regieret. Da

aber

aber einer von unsern Leuten, die harte Arbeit nicht mehr ausstehen konnte und bald darauf seinen Geist aufgab, sah ich mich genöthiget, an seiner statt das Ruder in die Hände zu nehmen, und wieder diesen unbändigen Sturm zu rudern. Indem ich so arbeitete fiel einer von unsern dauerhaftesten Leuten, Namens Johann Bosman von der Bank herab, und sagte daß er aus Mangel der Kost, alle seine Kräfte, erschöpfet habe, und in kurzer Zeit sterben werde. Weil er so lag, wünschte er nichts, als nur etwas ganz weniges zu genießen indeme ein paar Bißen sein Leben retten würden. Der Capitain hatte damals noch ein grosses Stück von einem Seefisch, und war der einige der noch eine Mahlzeit machen konnte. Allein wir waren gegen alle Eindrücke der Leiden unserer Cammeraden, durch unsere eigene Noth dergestalt abgehärtet worden; und an dergleichen traurige Auftritte und alle andere Arten des Elendes schon so gewöhnet, daß die Bitten dieses sterbenden elenden Menschen vergebens waren. Ich war zu nächst bey ihm, da er in Ohnmacht fiel, und da ich noch etliche wenige Schellfische in meiner Tasche hatte, steckte ich ihm von Zeit zu Zeit einen in den Mund, welches aber zu nichts, als Verlängerung seiner Leiden dienete; von diesen aber wurde er bald darauf, als mein kleiner Vorrath verzehret war, durch den Tod erlöset. Für

diesen und für den andern, der, wie ich oben erwähnt habe, unter gleichen Umständen gestorben war, machten wir nach unserer Zurückkunft in den Sande ein Grab.

Der Capitain Cheap würde einen großen Beweis von seiner Menschlichkeit abgeleget haben, wenn er bey dieser Gelegenheit etwas weniger Aufmercksamkeit für seine Selbsterhaltung an den Tag geleget hätte. Denn diese darf niemals in Betrachtung kommen, woferne nicht die Hülfe die wir einem anden leisten, offenbar und unmittelbar zu unsern eigenen Untergang dienet. Ich wollte aber fast mit Gewisheit behaupten, daß der Capitain, bey dieser äusserſten Noth eines Elenden, gar wohl etwas von seinem Vorrathe entbehren können, ohne sich selbst Schaden zu thun. Keiner von uns hatte eine so gute Gelegenheit seinen Vorrath von Lebensmitteln zu vermehren, als der Capitain, denn der Rang in welchem er stunde, wurde von dem Indianer für einen Grund gehalten, ihn mit allem, was er nur wollte und verlangte, zu versorgen, ohngeachtet wir von ihnen keinen Mundbissen erhalten konnten. An dem Abend, des nemlichen Tages, da sich diese Unglücksfälle zutrugen, brachte der Capitain ein großes Stück von einem gekochten Seehund zum Vorschein. Er gab aber niemanden etwas davon als dem Wundarzt, welcher der einzige

zige unter uns war, der damals bey ihm etwas galt. In der That erwarteten wir auch von ihm in unserer gegenwärtigen Noth keine Hülfe; denn wir hatten einige kleine Muscheln und Kräuter zu essen. Indeßen konnten sich doch unsere Leute nicht enthalten, den grösten Unwillen über seine Unbarmherzigkeit gegen den Verstorbenen an den Tag zu legen; indem sie sagten, er verdiente, um seines grausamen und barbarischen Verhaltens willen, von den übrigen verlassen zu werden.

Die Bemühung über den Fluß zu kommen, war für uns, die wir eine so lange Zeit mit Hunger und Noth zu kämpfen hatten, eine sehr ungelegene und fast unmögliche Arbeit, von der wir deutlich voraus sahen, daß wir dadurch dergestalt würden abgemattet werden, daß sie für die meisten von uns unglücklich ausschlagen müste. Allein unser Führer drang, unsers elenden Zustandes, in den uns unsere ausgestandenen Unglücksfälle versetzet hatten, ungeachtet, schlechterdings darauf, daß wir diesen, und keinen andern Weg nehmen sollten, den er vermutlich vorher selbst, aber in einer leichten Canoe gemacht hatte: für ein solches Boot aber, wie das unserige war, war es etwas unmögliches. Wir dachten freylich anfangs, es geschehe solches von ihm deswegen, damit wir dadurch unsern Weg abkürzen möchten: allein wir fanden nach der Zeit Ursache zu glauben, daß er

solches aus keinem andern Grund gethan habe, als weil er glaubte, unser Boot, welches ihm zur Belohnung für seine Mühe versprochen war, sicherer auf diesem Weg in seine Wohnung zu bringen, als auf einem andern, den wir nachgehends nehmen musten, wo eine Ueberfahrt von einer beträchtlichen Länge war, über welche unser Boot unmöglich würde haben gebracht werden können.

Die Gegend herum ist so düster, öde und wild, als man sichs kaum vorstellen kann. Selbst die allerverwegensten Weghälse würden sich nicht unterstehen, sich daselbst niederzu lassen. Dazu kommen noch die häuffigen Regen, oder andere Flüße, welche das Land beständig überschwemmen; wie denn auch die See, durch die Winde beständig an das Land getrieben wird, so daß solches schlechterdings nicht zu bewohnen ist. Die Eingänge in die Wälder sind nicht nur durchgehends sehr schwer, sondern auch äusserst gefährlich, welches nicht etwa davon herrühret, weil man sich daselbst von dem Angriff wilder Thiere zu fürchten hätte; denn auch diese finden hier keinen bequemen Ort zu ihrer Wohnung, sondern die tiefe Sümpfe und Moräste verursachen diese Gefahr, und diese sind daselbst so häufig, daß man fast sagen sollte, daß die Bäume darinnen nicht zu wachsen, sondern zu schwimmen pflegten. Daher kommt es auch daß man nir-

gend

gend einen festen Fuß auf diesem Lande setzen kan, ausser auf einer Reihe steiler und düsterer Felsen und Klippen, welche die Küste bilden. So sahe der Schauplatz aus, den wir vor uns hatten, und auf den wir uns begeben sollten, um Lebensmittel zu suchen. Wir würden uns auch gewis nie dazu haben bewegen lassen, woferne uns nicht der alleräusserste Hunger dazu gezwungen hätte. Wir hatten zwar den jungen Indianer, den Knecht unsers Caciken, zu unsern Führer und Wegweiser, den er uns mit gab, um uns die Orte anzuzeigen, wo wir Schell- oder Muschellfische in Menge antreffen könnten. Der Cacik war mit seiner Familie in der Canoe ausgefahren, um etwan einen Seehund zu bekommen, auf welcher Reise er drey bis vier Tage von uns entfernet seyn wollte.

Nachdem wir eine Zeitlang auf der Küste, ohne sonderliches Glück gesuchet hatten, waren wir schon wieder darauf bedacht zu unsrer Beute zuruck zu kehren. Allein sechs von unsern Leuten; die mit dem Indianer, einige Schritte vor den Officiern voraus waren, traten zuerst in das Boot und kaum waren sie in denselben, so fuhren sie damit fort, und lissen uns zuruck, in der Absicht nicht mehr wieder zu kommen. Nun schiene alles, Elend, das wir bisher ausgestanden hatten, in Vergleichung mit dem, das uns iezt, nachdeme wir von unsern Leuten so schändlich waren verra-

then worden, bevorstünde, ganz klein und unerheblich zu seyn, indeme sie zugleich mit dem Boot alles dasienige mit fort genommen hatten, was zu unsern Lebensunterhalte nöthig war. Die wenigen Kleider, die wir aus den gescheitterten Schiffe gerettet hatten, unsere Flinten, Pulver und Bley alles war mit fort! Wir hatten nichts mehr als etwas Pulver, welches wir mitgenommen, ein Feuer zu machen, und eine eintzige Flinte, die ich hatte, die ich aber aus Mangel der Ammunition nicht gebrauchen konnte. Dazu betraf uns diese Noth zu einer Zeit, da wir uns in keiner schlimmern Lage hätten befinden können, um uns aus derselben zu retten. Doch während dieser schrecklichen und Verzweiflungsvollen Aussicht, die wir vor uns hatten, wurde schon Anstalt zu unserer Erlösung gemacht; und aus diesen Umständen, wo wir alle Hofung aufgegeben hatten, konnten wir nachgehends einen Beweis von den unerforschlichen Wegen der Vorsehung nehmen, der kaum seines gleichen haben wird. Wir konnten uns freylich gegenwärtig nicht vorstellen, daß die Barke, auf welche wir allein unsere Hofnung setzten, um von dieser wilden Küste wegzukommen, ganz gewiß die unglückliche Ursache würde gewesen seyn, uns daselbst so lange aufzuhalten, bis alle unsere Kräffte durch die Arbeit und Mühe die wir hätten anwenden müssen, um das Cap und das

hohe Land herum zu rudern, würden erschöpft gewesen seyn. Denn wir hätten solche nicht an das Land bringen können, wie solches von uns mit den Booten der Indianer geschah. Indessen glaubten wir uns einen so großen Elende ausgesetzet zu sehen, das seines gleichen gar nicht haben könnte. Die See war sehr hoch angeschwollen, und überlief mit dem gröſten Ungestüm die Küste, so daß wir die gröſte Unmöglichkeit vor uns sahen, etwas zu unserm Unterhalte auf derselben anzutreffen. So schlechte Aussichten wir demnach vor uns hatten, und so wenig Hülfe wir bey unserer gegenwärtigen Noth von dieser Gegend erwarten konnten, so konnte ich mich, da ich, von dem übrigen abgesondert, am Ufer herumgieng nicht enthalten, meine Augen, gegen die See zu zurichten. Da ich eine geraume Zeit so hinsahe, kam es mir vor, als ob ich etwas sähe, daß sich dann und wann auf der hohen See bewegte, und schwarz wäre. Als ich dieses Ding genäuer ansahe, bildete ich mir endlich ein, es sey eine Canoe. Allein da ich nachgehends nachgedachte, daß die Indianer nicht gewohnt wären, sich auf eine so hohe See, und zwar in einer so weiten Entfernung von dem Landee zu wagen, hielte ich es für einen Betrug meiner Augen. Indessen wurde ich doch, bey mehrerer Annäherung überzeugt, daß ich recht gesehen, und daß es eine Canoe sey,

die aber nicht im Sinn hatte bey uns, sondern an eine andere Küste anzuländen. Ich eilte so geschwind, als es mir nur immer möglich war, zu meiner Gesellschaft zurücke, und sagte ihnen, was ich gesehen und entdecket hätte. Die Verzweiflung in der sie sich befanden, war Ursache, daß sie meinen Vorgeben anfänglich keinen Glauben beymessen wolten; als sie aber nachgehends überzeugt wurden, daß ich ihnen die Wahrheit gesagt, waren wir alle eilfertig darauf bedacht, geschwind einige Lumpen von unsern Kleidern abzureisen, um ein Zeichen daraus zu machen, daß wir auf eine Stange steckten. Dieses that auch eine erwünschte Wirkung; die Leute auf der Canoe sahen das Signal, und kamen bis ohngefehr zwo Meilen von uns an das Land; denn es konnte sich kein Boot dem Lande nähern, wo wir uns befanden. Sie verfügten sich daselbst in eine kleine Höhle, die von aussen durch ein grosses Stuck von einen Fels bedecket wurde, welches die Gewalt der Wellen brach. Der Capitain Cheap gieng nebst mir längst dem Ufer hin, und wir kamen fast um eben die Zeit an die Höhle, als sie daselbst anländeten. Wir sahen nun, daß die Personen, die auf dieser Canoe ankamen, unser Indianischer Führer mit seinem Weibe war, die uns einige Tage vorher verlassen hatten. Er wollte uns tausend Dinge fragen; allein weder ich noch der Capitain

pitain Cheap verstunden damals das Spanische. Wir nahmen ihn also mit zu dem Wundarzt, dem wir so krank und elend verlassen hatten, daß er kaum im Stande war, von der Erde aufzustehen. Die erste Frage, die der Indianer dem Wundarzte vorlegte, war diese, wo die Barke, und sein Cammerad hingekommen seyn? Und als ihm derselbe hierauf keine hinlängliche Antwort zu geben im Stande war, nahm es der Indianer gleich für ausgemacht und richtig an, daß sein Emmanuel von uns umgebracht worden sey, und daß er nebst seiner Familie von uns ein gleiches Schicksal zu erwarten habe. Er war daher weiter auf nichts als auf seine Rettung bedacht; weswegen er uns alsobald verlassen wollte. Da dieses der Wundarzt sah, that er alles, was in seinen Kräften und Vermögen war, um ihn zu besänftigen und ihn von dem Ungrund seines Argwohns zu überzeugen. Er fand endlich auch Mittel, seinen Entzweck zu erreichen, indem er ihm versicherte, daß dem Indianer kein Leid wiederfahren seye, und daß er im kurzen zurück kommen würde; welches auch, zum guten Glück, aber auch wider alles unser Vermuthen geschah. Denn etliche Tage darnach, nachdem Emmanuel Gelegenheit gefunden, den Leuten auf der Barke zu entrinnen, kam er auf einen Wege wieder zu uns, den freylich kein anderer Mensch, als nur ein Indianer

hätte

hätte machan können. Wir konnten von dem Emmanuel in Ansehung seiner ergriffenen Flucht weiter nichts erfahren, als daß er sich die erste und beste Gelegenheit zu Nutz gemacht habe, sie zu verlassen, welches geschah, da sie in einer Bay, etwas gegen Westen, angekommen waren.

Wir hatten nicht mehr, als eine einige Flinte; und dieses war dazu nichts, als eine kleine Vogelflinte, die mein gehörte; auch ausser dem wenigen Pulver und Bley; das ich mitgenommen, keinen Vorrath davon; und weil der Indianer ein Verlangen trug, wieder an den Ort zuruck zu kehren, wo er sein Weib und seine Canoe gelassen hatte, so begehret der Capitain Cheap, daß ich mit ihm gehen, und die ganze Nacht bewachen sollte, damit er sich nicht heimlich fortmachen möchte. Ich begab mich auch mit ihm auf den Weg, und nachdem er sich mit seiner Familie in die kleine Hütte, die sie zu dem Ende gemacht, zur Ruhe geleget hatte, vertratt ich die ganze Nacht hindurch die Stelle einer Wache bey ihnen.

Am folgenden Morgen kam der Capitain Cheap, Herr Hamilton und der Wundarzt zu uns. Dieser letztere aber muste, weil ihn seine Krankheit äusserst geschwächet hatte, von Herrn Hamilton und Herrn Campbel unterstützet werden. Nachdem wir mit einander zu Rath gegangen waren, um das beste Mittel zur Fort-

setzung unserer Reise ausfindig zu machen, wurden wir einig, daß der Indianer, mit unsrer Hülfe, seine Conoe an das Land schleppen und solche auf die andere Seite der Insel, in eine Bay bringen, und von da aus, einige andere Indianer aufsuchen sollte, deren Ankunft er erwartete. Da aber diese Canoe so klein war, daß nicht mehr als drey bis vier Personen darinnen Platz fanden, so wollte er niemand, als den Capitain Cheap und mich mit sich nehmen, und sein Weib und seine Kinder als Unterpfänder bey unsern Cameraden bis zu seiner Zurückkunft zurücke lassen.

Da es sehr ungewis war, ob wir die Barke wieder bekommen würden oder nicht, die vermöge unsers Versprechens ein Eigenthum des Cacken seyn sollte, wenn er seine Zusage würde erfüllt haben: so musten wir jetzt auf ein anders Mittel denken, um ihn zu bewegen, die Reise mit uns fort zusetzen. Wir versprachen ihm daher unsere Vogelflinte einige Kleinigkeiten, die der Capitain Cheap hatte; auch versicherten wir ihm, daß wir dafür sorgen wollten, daß er auch eine Belohnung am Gelde bekommen sollte.

Wir machten uns also fertig in die Canoe zu steigen, wo ich ihm mit rudern beystehen sollte. Wir fuhren auch wirklich von der Insel ab und ruderten diesen und den folgenden Tag in einem fort, ohne etwas anders als einige Ueberbleib-

bleibsel von einen Seehund zu essen, von dem auf einen Theil nur etwas weniges kam. Ungefähr zwo Stunden nach Untergang der Sonne, ländeten wir an, und entdeckten sechs bis sieben indianische Hütten. Ich meines Ortes war auch durch den ausgestandenen Hunger, und die harte Arbeit, dergestalt entkräftet worden, daß es mir schlechterdings würde unmöglich gewesen seyn, diese mühselige Arbeit nur noch einen Tag zu verrichten. So bald wir an das Land getretten waren, führte der Indianer den Capitain Cheap mit sich in eine Hütte: ich aber muste selbst für mein Quartier sorgen.

Indem ich solchergestalt verlassen war, wuste ich eine Zeitlang nicht, was ich thun oder anfangen sollte. Denn da ich wuste, wie verschieden die Denkungsart der Indianer sey, und daß sie meistens wilde und unfreundliche Leute seyn, so hatte ich Ursache zu schliessen, daß es vielleicht gefährliche Folgen für mich haben würde, wenn ich es wagen wollte, mich ihnen aufzudringen. Indessen nöthigte mich doch mein betrübter Zustand solches zu wagen. Ich kroch daher auf Händen und Füssen in die nächste Hütte; denn der Eingang in diese Wohnungen ist so niedrig, daß man auf keine andere, als auf diese Weise in selbige kommen kan. Vielleicht wird es denen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen hier

eine

eine Beschreibung von diesen indianischen Hütten (Wigwams) welche sie auf kurze Zeit zu bauen pflegen, vorlege, besonders da sie von denen, die man in Nordamerica findet, und die aus den vielfältigen Beschreibungen, die man in diesem Lande hat, bekannter sind, einiger massen unterschieden zu seyn pflegen.

Wenn die Indianer in diesem Welttheil auf ihren Streifereyen irgend an einen Orte bleiben wollen, und wenn ihr Aufenthalt, nur eine, oder nur ein paar Nächte dauern soll, so haben schon die Männer sowohl als die Weiber, ihre angewiesene Arbeit. Die Weiber müssen die beschwerlichste über sich nehmen. Sie gehen in die See und suchen See-Eyer, suchen auf denen Felsen Muschelfische, machen Feuer und dergleichen. Die Männer hingegen begeben sich in die Wälder und hauen eine hinlängliche Menge langer und gerader Zweige ab, und stecken sie ganz unordentlich in einen Kreis herum, den sie bald größer bald kleiner machen. Wenn dieses geschehen ist, binden sie die Aeste oben zusammen, so daß sie oben alle in einen Mittelpunct zusammen kommen. Dieser Gedanke, oder dieses Skelet von einer Hütte wird wider die üble Witterung mit Zweigen und Baumrinden bedeckt; da sie aber die Rinde nicht ohne Mühe haben können, so nehmen sie solche insgemein mit sich, wenn sie wieder weiter fahren, und legen solche

in

in den Boden ihrer Fahrzeuge; den übrigen Theil der Hütte aber lassen sie stehen. In der Mitte einer solchen Hütte wird Feuer angemacht, und rings um dasselbe sitzen sie auf Aesten herum. Und da der Rauch keinen Ausweg findet, als den Eingang in die Hütte, der sehr niedrig ist, und einige Oefnungen, die sich nicht wohl verstopfen lassen, so werden sie davon nicht wenig belästiget, wie denn ihre Augen dabey sehr viel leiden müssen.

Doch ich komme wieder auf meine Erzählung zurück. Ich fande in der Hütte, in die ich mich wagte, niemand als zwey Weibspersonen diese waren ganz erstaunt, als sie mich erblickten, indem sie noch nie eine solche Figur gesehen hatten. Sie sassen bey einem Feuer, dem ich mich näherte, ohne mich deswegen bey ihnen zu entschuldigen. Denn wenn ich gleich geneigt gewesen wäre, solches zu thun, so hielt mich doch meine Unerfahrenheit in ihrer Sprache davon ab, daß ich solches nicht thun konnte. Eine von diesen Weibspersonen schien noch jung, und für eine Indianerin auch sehr schön zu seyn; die andere aber war alt, und so scheußlich, daß man sich nichts abscheulichers und fürchterlichers denken konnte. Nachdem sie mich eine Zeitlang mit Verwunderung angesehen hatten, giengen sie beyde hinaus; ich aber setzte mich, ohne viele Umstände an das Feuer, theils um mich zu wärmen, theils aber

auch

auch die Lumpen, die ich auf dem Leib hatte, zu trocknen. Indessen kan ich doch nicht sagen, daß ich ganz ruhig dabey gewesen wäre; indem ich alle Augenblick Leute erwarten muste, die kommen und mich aus der Hütte jagen würden, woferne sie mir anders nicht noch ärger mitfahren möchten.

Bald darauf kamen die zwey Weibspersonen wieder, nachdem sie, wie ich vermuthete, mit unserm Führer geredet hatten. Sie schienen sehr aufgeräumt zu seyn; indem sie anfiengen zu schwatzen, und ganz ausgelassen zu lachen. Da sie mich so erfroren und so naß sahen, schienen sie Mitleiden mit mir zu haben. Daher gieng die Alte hinaus, brachte Holz, und machte ein gutes Feuer davon an. Da mich aber der Hunger auf eine unbeschreibliche Art plagte, konnte ich mich nicht länger enthalten, ihnen mein Verlangen zu erkennen zu geben, daß ich wünschte, daß sie ihre Gastfreyheit etwas weiter ausdehnen, und mir etwas zu essen bringen möchten. Sie begriffen meine Meinung gar bald. Die junge Weibsperson fieng daher an, unter einigen Stücken Baumrinden die in einem Winkel der Hütte lagen, zu suchen, und brachte einen ziemlich grossen Fisch zum Vorschein; diesen legte sie alsbald an das Feuer, um ihn zu braten; und kaum war derselbe so lange am Feuer gewesen, daß er durch und durch erwärmet war, so machten sie ein Zeichen,

daß ich essen sollte. Sie hatten nicht nöthig ihre Einladung noch einmal zu wiederholen; ich grief das Werk mit solchem Eifer an, und war in so kurzer Zeit damit fertig, daß ich hoffen konnte, sie würden leicht begreifen, daß ich noch zu mehr Appetit hätte. Allein das war diesesmal umsonst. Denn ihr ganzer Vorrath von Eßwaren war gänzlich aufgezehret.

Nachdem sie hierauf noch eine Zeitlang mit einander geredet hatten, woran ich aber keinen Theil nehmen konnte, gab mir die alte durch Zeichen zu erkennen, daß ich mich niederlegen und schlafen sollte, zu welchem Ende sie einige trockene Aeste auf die Erde gestreuet hatte. Ich legte mich auch wirklich zur Ruhe und schlief ein, und nachdem ich nach drey bis vier Stunden wieder erwachte, war ich mit einer Decke bedeckt, die von Vogelfedern gemacht war, und dergleichen die Weiber bey den Indianern insgemein um die Lenden zu tragen pflegen. Die junge Indianerin, die mich mit ihrem eignen Schurze, so sorgfältig zugedeckt hatte, lag dicht an mir; die alte aber lag auf der andern Seite neben ihr. Das Feuer brennte nur noch ganz dunkel, und war fast ausgelöscht; so bald sie aber merkten, daß ich erwacht war, erneuerten sie solches, und legten frisches Holz darauf. Was ich bisher gegessen hatte, diente nur blos dazu, meinen Appetit nach mehrern

rern rege zu machen! ich sahe mich also aufs neue genöthiget, ihnen zu verstehen zu geben, daß sie mir mehr zu essen geben sollten. Sie verstunden bald was ich haben wollte, und nachdem sie ein wenig mit einander geredet hatten, stunden sie auf und giengen beyde fort, und nahmen ein paar Hunde mit sich, die sie solchergestalt abzurichten pflegen, daß sie dieselben zu ihrer Fischerey brauchen können. Sie waren kaum eine Stunde weg, so kamen sie, über den ganzen Leib zitternd und mit nassen Haaren wieder, und brachten ein paar Fische mit. Nachdem sie solche zubereitet, gaben sie mir den grösten Theil davon; und sodann legten wir uns, wie vorher, zur Ruhe nieder.

Am folgenden Morgen war ich so neugierig, daß ich die benachbarten Hütten besuchte, in denen ich nicht mehr als zwo Mannspersonen antraf; die übrigen Einwohner waren lauter Weiber und Kinder. Ich suchte sodann den Capitain Cheap und unsern indianischen Führer auf, welche ich noch in der Hütte antraf, in die sie sich anfänglich begeben hatten, und woselbst der Capitain durch das Ansehen, in welchen der Cacik stand, eine anständige Bewirthung gefunden hatte. Wir konnten nicht erfahren, auf was für ein Geschäfte, die Männer, deren Weiber und Kinder wir hier antrafen, ausgegangen waren, da sie aber niemals auf das Fischen auszugehen pflegen (denn

von der Jagd weiß man hier nichts) ohne ihre Weiber mit zu nehmen, welche bey dieser Arbeit meistentheils das Beschwerlichste über sich nehmen, so ist wahrscheinlich, daß sie einen Kriegszug vorgehabt, bey welcher Gelegenheit sie sich manchmal der Bogen und Pfeile, der Lanzen aber allezeit bedienen. Diese Waffen wissen sie mit grosser Geschicklichkeit und Stärke zu führen, wie sie denn auch niemals ohne selbige auszugehen pflegen. Man wartete um diese Zeit auf ihre Zurückkunft, welches ich wirklich gern hörete. Ich war also entschlossen, mir ihre Abwesenheit, so lange sie noch währen würde, so gut zu Nutzen zu machen, als ich konnte, und mich meines guten Glückes zu bedienen; zu welchem Vergnügen, wie ich glaubte, etwas mehr Reinlichkeit, sehr viel beytragen würde. Ich begab mich daher zu einem Bach, zog mein Hemd aus, welches von Ungeziefer wimmelte, und fieng an, dasselbe zu waschen. Nachdem ich dieses, so gut ich konnte, verrichtet, und es an einen Busch gehängt hatte, um es zu trocknen, hörte ich ein Geräusch um die Hütte herum. Bald darauf wurde ich gewahr, daß die Weiber Anstalt machten, abzureisen, indem sie bereits die Rinden von ihren Hütten abgenommen hatten, und solche in ihre Kähne trugen. Ich legte also mein Hemd wieder an, wie es war, und eilte mit schnellen Schritten zu ihnen, weil ich ein grosses

Ver-

Verlangen trug, einmal selbst bey ihrer Fischerey zugegen zu seyn.

Zum guten Glück kam ich mit meinen beeden Hauswirthinnen und einigen andern, die rudern mußten, in eine Canoe, wir hatten aber in allen vier Canoen. Nachdem wir eine Zeitlang gerudert hatten, so waren sie so weit in dem Meere, als sie wollten. Daselbst, wo sie hielten, war das Wasser ungefähr acht bis zehen Klaffter tief. Hierauf nahm die jüngste unter den zwey Weibspersonen einen Korb in den Mund, sprang über Bord in das Meer, und bleib eine geraume Zeit unter dem Wasser. Nachdem sie den Korb mit See-Eyern angefüllt hatte, kam sie neben an den Kahn wiederum zum Vorschein; sie gab den vollen Korb der andern in dem Boote befindlichen Weibsperson, welche solchen ausleerte, und ihr denselben nachgehends wieder zustellte. Die Taucherin, begab sich sodann, nachdem sie einige Augenblicke sich erholet hatte, aufs neue, mit eben so guten Erfolge wieder unter Wasser; und dieses geschah in Zeit von einer halben Stunde etlichemal. Es scheinet die Vorsehung habe dieses Volk mit einer Art einer zweyleibigen Natur begabet, inmassen die See die einige Quelle für sie ist, aus welcher sie ihren Lebensunterhalt bekommen können. Auf diese Betrachtung hat mich die frühzeitige Neigung gebracht, die ich öfters an den Kindern dieser Wil-

den zu dieser Beschäftigung wahrgenommen habe; diese fangen schon an, wenn sie drey Jahre alt sind, auf Händen und Füssen auf den Felsen und Klippen herum zu klettern, von denen sie öfters ohne sich von der Kälte, die oft hier sehr streng ist, zu fürchten, in die See springen, und sich vor den ungestümmen Wellen nicht in mindesten fürchten.

Dieses See-Ey ist ein Muschelfisch, der auf allen Seiten verschiedene Stacheln hat, vermittelst deren er sich von einem Orte zum andern bringen kan. In demselben findet man vier bis fünf Dottern, die den innern Abtheilungen einer Pomeranze ähnlich sind, die sehr nahrhaft sind, auch einen vortreflichen Geschmack haben.

Das Wasser war damals ausserordentlich kalt, und wenn die Taucher wieder in das Boot kamen, schienen sie ganz steif zu seyn; sie pflegen auch alsdann, wenn sie nahe bey ihrer Hütten sind, sich sogleich wieder an das Feuer zu machen. An denselben reiben und schaben sie sich erstlich auf der einen, und dann auf der andern Seite; und damit fahren sie so lange fort, bis das Blut wieder seinen ordentlichen Lauf überkommt. Wenn dieser Gebrauch keine schlimmern Folgen nach sich ziehet, so sollte derselbe doch verursachen, daß sie gegen die Eindrücke der Kälte fühlbarer würden, als wenn sie in der freyen Luft erwarteten, daß sich ihre natürliche Wärme wieder stuffenweis bey

ihnen einstellet. Ich überlasse es denen Kunstverständigen zu unterscheiden, ob diese zu geschwinde Annäherung zum Feuer nicht Ursache sey, daß sie einer gewissen Krankheit unterworfen sind, die ich bey ihnen wahrgenommen habe, und die man Elephantiasis, oder das Geschwellen der Beine oder Schenkel * nennet.

Nachdem die Taucherinnen in ihre Boote zuruck gekommen waren, fuhren wir bis gegen Abend zu rudern fort, und kamen alsdann an das

* Es gibt zwo sehr verschiedene Krankheiten, denen der menschliche Cörper unterworfen ist, welche einerley Namen haben, der von einiger Aehnlichkeit herkommt, die sie mit verschiedenen Theilen desjenigen Thiers haben, das in den Ländern, denen diese Krankheit besonders eigen ist, gar wohl bekannt ist. Diejenige Krankheit, welche anfänglich so genennt wurde, ist der Aussatz, welche die Haut mit einen Grind überziehet, der einer Elephantenhaut nicht ungleich siehet. Die andere greift die Patienten mit einer so grossen Geschwulst an den Füssen und Schenkeln an, daß sie den ungestalten Pfeilern gleich sehen, die diesen Thieren zur Stütze dienen. Daher ist diese Krankheit von den arabischen Aerzten ebenfalls Elephantiasis genennt worden; die sie nebst den Malabern, bey denen sie ebenfalls sehr gemein ist, von dem Gebrauch eines schlechten Wassers zum Getränke, und von dem geschwinden Uebertritt von der Hitze zur Kälte herleiten.

Land. Sobald die Canoen an das Land geschleifet waren, so fiengen sie an, ihre Hütte aufzurichten, welches mit vieler Geschicklichkeit und grosser Geschwindigkeit geschah. Ich genoß noch immer des Schutzes meiner zwo Indianerinnen, die mich hier ebenfalls, wie vorhin, als einen Gast bewirtheten; sie beschenkten mich erstlich mit See-Eyern, und sodann giengen sie auf eine andere Art der Fischerey mit Hunden und Netzen aus. Diese Thiere gleichen den Schäferhunden; doch sind sie sehr verschlagen, und lassen sich gar leicht zu diesem Geschäfte abrichten. So schlechte Lust bey diesem Spiel, dem Ansehen nach, für sie ist, so sind sie doch nicht nur willig dazu, sondern auch begierig darauf, wie sie denn ihre Begierde dadurch an den Tag legen, daß sie allemal bellen wenn sie den Kopf über das Wasser erheben, um Luft zu schöpfen. Das Netz wurde von den zwo Indianerinnen gehalten, welche in das Wasser gehen: alsdann springen die Hunde ebenfalls in dasselbe, und treiben die Fische von weiten her in das Netz. Die Fische werden aber nur an ein und andern Orten auf diese Weise gefangen. Gegen Abend brachten die Weibspersonen zween Fische, die nur zur Abend-Mahlzeit dieneten, und sodann legten wir uns wie zuvor zur Ruhe. Hier blieben wir den ganzen folgenden Tag; den folgenden Morgen giengen wir an Bord, und ruderten bis Nachmittags; wir ländeten

sodann

sodann an, und entdeckten die Canoen der Indianer, die man schon seit einiger Zeit wieder erwartet hatte. Dieses machte eine plötzliche Aenderung in die Lage meiner Sachen, wie ich solches schon zum voraus, aus den traurigen und betrübten Gesichte meiner jungen Wirthin abnehmen konnte. Sie gab sich alle Mühe, ihren Verdruß darüber mit sehr nachdrücklichen Worten zu erkennen zu geben, allein ich hatte noch nicht so viel von der indianischen Sprache gelernet, daß ich sie hätte verstehen können.

Sobald die indianischen Männer an das Land gestiegen waren, verfügte sie sich mit der Alten, nicht ohne Merkmale einer Furcht, zu einem etwas alten Indianer, dessen finstere und sauere Gesichtszüge freylich im Stande waren, diejenigen, so ihnen angehörten, furchtsam zu machen. Er schien ein Cacik, oder einer der Vornehmsten unter ihnen zu seyn, welches man theils aus der wichtigen Mine, die er annahm, theils aus der Achtung abnehmen konnte, die ihn von den übrigen bewiesen wurde. Nach einer kurzen Unterredung zwischen diesen Indianern und unserm Führer, den Caciken, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit, die Umstände unserer Geschichte und die Gelegenheit unserer Hieherkunft betraf, indem sie beständig ihre Augen auf uns gerichtet hatten, fiengen sie an, ihre Hütten zu bauen. Ich erfuhr nun, daß die zwey

indianischen Weibspersonen, bey denen ich mich bisher aufgehalten, Gemahlinen dieses Caciken waren, ohngeachtet die eine davon noch so iung war, daß sie wohl seine Tochter hätte seyn können; und in der That war sie auch, wie ich wohl merken konnte, sowohl als Tochter, als das Weib mit ihm verwandt. Es ist leicht zu erachten, daß es unter ihnen damals nicht allezeit gut um den Hausfrieden müsse gestanden seyn, entweder weil sie ihm keine rechten Antworten, auf die Frage gaben, die er ihnen vorlegte, oder weil er sie wegen einer üblen Aufführung ihres Orts in Verdacht hielte. Denn er gerieth gleich darauf in eine erschreckliche Wuth, nahm die iunge Weibsperson in seinen Arme, und warf sie mit aller nur möglichen Gewalt wider die Steine, aber damit hatte dieses grausame Tractament noch kein Ende; er schlug sie nachher auf eine unmenschliche Art. Ich konnte diese üble Begegnung, welche meiner Wohlthäterin wiederfuhr, nicht ohne das gröste Mitleiden, und ohne Zorn, wider den Urheber desselben, ansehen, zumal mich die, diesem Volke eigene Eifersucht nothwendig auf den Gedanken bringen mußte, daß sie dieses alles um meinet willen leiden müste. Kaum war ich im Stande, die Ausbrüche meines Zorns zurück zu halten, und ihm auf eben die grobe Art zu begegnen. Allein ausserdem, daß ich ihr dadurch nur auf das neue einen

schlim-

schlimmen Handel würde gemacht haben, war es weder der Klugheit gemäs, noch stund es auch in meiner Macht, solches gegenwärtig zu thun.

Unser Cacik hinterbrachte uns hierauf, daß wir uns alsobald an Bord begeben, und in eben der Canoe, auf welcher wir hier gekommen waren, zu unsern Cammeraden zurück kehren müsten; und daß die Indianer, die wir gegenwärtig verließen, in wenig Tagen zu uns kommen würden; alsdann würden wir uns mit einander vereinigen, und insgesamt unsere Reise gegen Norden zu, antretten. Auf unserer Ruckreise trug sich nichts merkwürdiges zu; bey unserer Ankunfft aber, welche Tags darauf erfolgte, fanden wir den Wundarzt, Herrn Elliot in sehr schlechten Umständen, indem seine Krankheit, seit dem wir ihn verlaßen, täglich zugenommen hatte. Herr Hamilton und Herr Campbell waren fast erhungert, indem sie nichts zu leben hatten, als etliche See-Eyer, die ihnen das Weib des Caciken, auf die vorhin angezeigte Art verschaft hatte. Dieses Weib war gerade das Gegentheil von meiner Wirthin, und da sie wuste, wie nothwendig wir ihren Mann brauchten, begegnete sie uns, mit dem grösten Hochmuth, eben so, als ob wir ihre Sclaven und Knechte gewesen wären. Er selbst war in seinem Betragen gegen uns, nicht viel höflicher; er wollte keinen von uns etwas geben, ausser dem Capitain, den er aus

Eigen-

Eigennutz einen grossen Vorzug vor uns allen gab, ohngeachtet unsere Noth, oft weit grösser war, als des Capitains seine. Der Capitain seines Ortes trug ebenfalls sehr vieles dazu bey, daß wir auf eine so niederträchtige Art behandelt wurden, indem er es billigte, daß ihm der Cacik einen so grossen Vorzug vor uns einräumte. Wäre er uns etwas leutseliger begegnet, so würde sich auch der Cacik unsere Noth eher haben zu Herzen gehen lassen. Indessen mag wohl die Reihe von Unglücksfällen, die wir ausgestanden hatten, das Gemüth des Capitains so verwildert haben, daß er sich unsere Noth wenig oder gar nicht rühren ließ. Denn in der That waren unsere betrübten Umstände Ursache, daß wir eben so wenig Achtung mehr gegen einander, als gegen uns selbst trugen.

Wir bekamen die Erlaubniß nicht, mit den Caciken und seinem Weibe, in einer Hütte zu wohnen, welches uns gewis nicht würde gewehret worden seyn, wenn der Capitain mehrere Freundschaft gegen uns bewiesen hätte. Wir musten uns also selbst eine Hütte bauen: allein so elend auch der Indianer ihre zu seyn pflegen, so war doch die unsere noch weit schlechter, so daß sie nicht einmal diesen Namen verdiente. Doch unsere elenden Umstände wurden endlich einigermassen durch die Ankunft der Indianer erleichtert,

auf die wir bisher gewartet hatten, und die einige Seehunde mitbrachten, von dem auch etwas weniges auf unsern Theil kam. Ein paar Nächte darnach schickten sie einige von ihren iungen Leuten aus, welche uns eine Menge solche delicate Vögel verschaften, welche Meerraben genennt wurden. Die Art, sie zu fangen, ist sonderbar. Sie suchen des Nachts ihre Löcher in den Felsen und Klippen, indem sie Fackeln mit sich nehmen, die von Rinden von Birkenbäumen, deren es hier eine ziemliche Menge giebt, und die sehr hoch werden, gemacht sind. Diese Rinde hat ein sehr öhlichte Eigenschaft, und giebt einen hellen Glanz und großes Licht von sich, daher sie auch in den nordlichen Theilen von America statt der Lichter gebraucht wird. Sie bringen hierauf das Boot so nahe an den Felsen als möglich, unter die Ruhe-Plätze dieser Vögel: denn sie schlagen mit ihren Fackeln hin und her, und bringen dadurch die Vögel in eine solche Verwirrung, das sie in die Canoe hinabfallen, woselbst sie alsobald mit einen kurzen Stab getödtet werden, den die Indianer in dieser Absicht bey sich haben.

Seehunde kan man an einigen Orten auf dieser Küste, wo man nicht viel hinkommt, mit leichter Mühe fangen. Wenn aber die Orte ihres Aufenthalts zwey bis dreymal verunruhiget worden sind, so fangen sie an, besser auf ihre

Sicher-

Sicherheit bedacht zu seyn, indeme sie sich bey den ersten Lärmen den sie hören, in das Wasser verfügen. So machen es diejenigen, die in dieser Gegend befindlich sind. Da sie aber öfters ihren Kopf über das Wasser erheben, entweder einen Othem zu holen, oder sich um zu sehen, so hab ich einen Indianer gesehen, der in dieser kurzen Zwischenzeit, seine Lanze, mit solcher Geschicklichkeit nach einen solchen Thiere zu werfen wuste, daß er dasselbe, in einer großen Entfernung in beyde Augen traf; wie sie denn überhaupts selten das Ziel verfehlen.

Da uns diese Art, wie wir uns einen Lebensunterhalt hätten schaffen können, vollkommen unbekannt war, wir auch weder Gewehr noch Pulver und Bley hatten, so geriethen wir in die alleräusserste Noth. Ja wir waren gegenwärtig in einen weit schlimmern Zustand, als jemals. Denn da die Indianer gegenwärtig nichts von uns zu fürchten hatten, so sahen wir wohl ein, daß wir nichts von ihnen hoffen oder erwarten konnten, wir mochten ihnen auch Beweggründe vorlegen, welche wir wollten. Daher kam es, daß sie es meistens aus Eigensinn thaten, wenn sie uns ja halfen; denn zur andern Zeit, waren sie bey unserer grösten Noth ganz gleichgültig und ohne alles Mitleiden. Die guten indianischen Weiber aber, deren Freundschaft ich in den vorigen Zeiten

ten erfahren hatte, fuhren mit ihren Gefälligkeiten gegen mich, von Zeit zu Zeit noch immer fort. Ohngeachtet ich nicht die Erlaubnis hatte, in ihre Hütte zu kommen; so fanden sie doch immer Gelegenheit, mir einige Brocken die sie vor ihren Männern verbergen konnten, in den Weg zu legen, so daß ich sie zu finden wuste. Ich war ihnen dafür um desto mehr Dank schuldig, weil sie mir diesen Dienst mit der grösten Lebensgefahr leisteten. Die Männer, welche sich in der Regierung ihrer Familie weder durch Gesetze, noch durch Bande des Gewissens eingeschränkt sahen, übten eine unumschränkte und despotische Herrschaft über ihre Weiber, die sie eben so, wie ein anders Stuck ihres Eigenthums ansehen, und mit denselben folglich auf eben diese Art umgehen. Selbst ihr gemeines Betragen gegen sie ist grausam; dem ohngeachtet die Weiber alle Mühe und Gefahr, Lebensmittel herbey zuschaffen, ganz alleine über sich nehmen müssen: so haben sie doch nicht die Erlaubnis, das geringste davon anzurühren, bis ihre Männer genug haben, und alsdenn geben ihnen diese erst ihre Portion, die insgemein sehr klein, und meistens etwas solches ist, wozu sie selbst keinen Appetit haben. Dieses despotische Verfahren gegen ihre Familien ist aber diesem Volke nicht allein eigen, ich habe bey mehrern Gelegenheiten, die ich nicht alle anführen kan, bemerket,

daß

daß es verschiedene andere Nationen eben also in ihren Häusern zu halten pflegen.

Diese Indianer haben eine mittelmäßige Statur, sind wohl gebaut, und sehr munter und hurtig, wie sie denn auf den Klippen, mit einer erstaunenswürdigen Leichtigkeit fortgehen können. Ihre Füsse werden dadurch so hart, und gleichsam mit Schwielen besetzt, daß der Gebrauch der Schuhe bey ihnen, etwas schlechterdings unnöthiges ist. Ehe ich aber meine wenigen Anmerkungen über ein Volk beschliesse, welches in allen ihren Begriffen und Uebungen so sehr eingeschränkt ist: sollte ich billig auch etwas von ihrer Religion sagen: da aber ihre Unwissenheit in keiner Sache sichtbarer ist, als in dieser, und wir es für rathsam hielten, ihnen mit Fleis aus dem Wege zu gehen, wenn sie ihre Andachtsübungen vornahmen, die mehr aberwitzig als religios sind, so kan ich die Neugierde des Lesers in diesem Stücke wenig befriedigen. Manchmal machte mich ein bloßer Zufall, ohne daß ich es vermeiden konnte, zu einem Zuschauer solcher Auftritte, die ich, wenn es bey mir gestanden wäre, gerne nicht mit angesehen hätte; und in so ferne habe ich etwas von ihrer Religion erfahren. Da bey ihnen keine gewisse Zeit bestimmet ist, in der sie die Uebungen ihrer Religion vornehmen, so müssen die jungen Leute warten, bis es den Alten einfällt, oder bis sie eine Lust haben, andächtig

dächtig zu seyn. Diese fangen alsdann die Ceremonien mit einigen tief geholten und fürchterlichen Seufzern an, welche stuffenweis zunehmen, bis endlich eine abscheuliche Art eines Gesangs daraus wird. Nach diesen gerathen sie in einen Enthusiasmus, der sie in eine solche Verfassung setzet, wo sie solche Handlungen vornehmen, die man eher von närrischen Menschen, als von vernünftigen Leuten erwarten sollte. Denn sie springen plötzlich auf, nehmen Bränd aus dem Feuer, nehmen solche in den Mund, laufen damit herum, und brennen alles, was ihnen in den Weg kommt. Zur andern Zeit pflegen sie einander mit Muscheln zu verwunden, bis sie über und über mit Blut besudelt sind. Dieses rasende Fest dauert so lange bis diejenigen, welche bey dieser Gelegenheit den Vorsitz haben, mit dem Munde schäumen, ohnmächtig werden, alle ihre Kräfte, durch diese Raserey erschöpfet haben, und von Schweis zu zerschmelzen anfangen. Wenn die Mannsleute aufhören die tollen Gebräuche vorzunehmen, so fangen die Weiber an, die gegen ihnen über sitzen. Und diese machen nun eben so tolle Streiche, nur übertreffen sie ihre Männer, in Ansehung des Geschreyes das sie machen. Unser Cacik, der von den Spaniern von diesen abscheulichen Ceremonien abgebracht worden war, ohngeachtet er von der christlichen Religion weiter nicht viel mehr wuste,

als daß er das Creutz über sich machen konnte, schien dem Ansehen nach, über diesen Greuel gewaltig aufgebracht zu seyn, und versicherte, daß er lieber sterben als an denselben Antheil nehmen wollte. Unter andern Ausdrücken, womit er seinen Misfallen an diesen Unsinn zu erkennen gab, versicherte er, daß er unter der Zeit, wenn die Wilden, diese unsinnigen Ceremonien vornehmen, allezeit in den Wäldern ein fürchterliches und ganz ungewöhnliches Geschrey höre, und die schrecklichsten Erscheinungen und Gesichter sehe; er versicherte uns auch, daß der Teufel bey diesen Auftritten, der vornehmste Acteur sey.

Es mochte ungefähr um die Mitte des Märzmonats seyn, als wir uns mit diesen Indianern einschifften. Sie trenneten unsere kleine Gesellschaft gänzlich, indem sie niemals zween von uns in einer Canoe beysammen liessen. Ich muste, wie gewöhnlich, rudern; und diese Arbeit wurde auch Herrn Campbell zu Theil. Herr Hamilton konnte nicht rudern, und der Capitain Cheap war von dieser mühseligen Arbeit ohne dieses frey. Unser Wundarzt war um diese Zeit mehr todt, als lebendig, und lag auf dem Boden der Canoe in der er sich befand. Da die Witterung anfieng so schlimm zu werden, daß ihre Canoen auf der See nicht aushalten konnten, so ländeten wir wieder an, ohne diesen Tag über weit gekommen zu seyn.

Hier

Hier starb Herr Elliot, unser Wundarzt. Als wir uns an Bord begaben, gab er die beste Hofnung von sich, und schiene am dauerhaftesten zu seyn, indem er ein sehr starker, munterer junger Mann war. Er stund auch unter uns am meisten aus, indem er und Herr Hamilton die besten Schützen unter uns waren. Er schonte sich auch niemals so lange wir Pulver und Bley hatten, und sorgte für den Unterhalt der übrigen auf das treulichste. Indessen muste er doch eben den Tod sterben, den viele vorhin vor ihm auszustehen hatten; das ist, er muste erhungern. Wir gruben ein Loch für ihn in den Sand, und begruben ihn, so gut wir konnten.

Hier muß ich eine kleine Anecdote von unsern christlichen Caciken erzählen. Er und sein Weib hielten sich in ihrer Canoe, eine gute Strecke von dem Ufer entfernet, um See-Eyer zu suchen. Da sie aber in diesen Geschäften nicht gar glücklich waren, kehrten sie ziemlich misvergnügt zurücke. Einer von ihren kleinen Knaben, der ungefähr drey Jahre alt war, und den sie, dem Ansehen nach ungemein lieb hatten, wartete mit Ungedult auf die Zuruckkunft seiner Eltern, und sprang in das Wasser ihnen entgegen. Der Vater gab dem Kind einen Korb mit See-Eyern, welche dasselbe, weil er demselben zu schwer war, fallen ließ. Der Vater sprang hierauf aus der

Canoe, packte den Knaben an; und warf ihn mit der grösten Gewalt auf die Steine. Der arme kleine Tropf, lag ohne Bewegung und blutete. Die Mutter hub ihn in diesen Zustande zwar auf. Aber bald darauf starb er. Sie schiene darüber eine Zeitlang ganz untröstlich zu seyn. Allein der Unmensch, sein Vater machte sich wenig oder nichts daraus. Ein paar Tage darauf giengen wir wieder in See, und kamen zu der grossen Bay, von der ich im vorhergehenden schon zu reden Gelegenheit gehabt habe. Das Land war hier sehr niedrig und voller Sand; auch bemerkte man etwas, das der Mündung eines Flusses ähnlich sah, der sich in die See ergoß, und den wir vorhero nicht wahrgenommen hatten, weil derselbe so seicht war, daß sich die Indianer genöthiget sahen, ihre Canoen gänzlich auszuleeren, und sie auf den Rucken an das Land zu tragen, und die Boote sodann in den Fluß zu schleppen, welcher auf dieser Seite sehr breit war, und mehr einen kleinen Teich, als einen Fluß gleichte. Wir ruderten denselben vier bis fünf Meilen hinauf, und sodann fuhren wir in einem Arm desselben, der erstlich gegen Osten, nachgehends aber gegen Norden zufloß. Hier wurde derselbe viel schmäler, und der Strom ausserordentlich schnell, so daß wir gar nicht mit fortkommen konnten, ohngeachtet wir alle unsere Kräfte anstrengeten. Nachdem es Nacht gewor-

den war, ländeten wir an dem Ufer desselben an, wo wir aber ein sehr unbequemes Nachtlager antrafen, weil überall nichts als Moräste und Sümpfe zu sehen waren: Auch fanden wir nichts zu unserer Bedeckung, ohngeachtet es sehr stark regnete. Die Indianer waren nicht viel besser daran als wir, massen hier keine Wälder anzutrefen waren, daß sie sich hätten, Hütten bauen können. Sie musten es also dabey bewenden lassen, daß sie die Rinden, welche sie unten auf ihren Canoen liegen hatten aufstellten und mit den Rudern unterstützeten, und sich damit so gut als möglich war, eine Decke machten, um sich vor dem Winde zu schützen. Weil sie schon wusten, daß hier nicht viel zu machen sey, so hatten sie sich schon mit einigen Lebensmitteln zum voraus versorgt. Allein wir hatten nicht einen Bissen zu essen, ohngeachtet wir uns den ganzen Tag über erstaunlich abgemattet hatten, ausser einige Wurzeln die wir die Indianer essen sahen, die aber einen sehr unangenehmen Geschmack hatten. Wir ruderten den ganzen folgenden Tag wider dem Strom; es gieng abermals wie Tags zuvor. Den folgenden Tag kamen wir an einen Ort, wo wir zwar Holz genug, aber nichts zu unserm Unterhalte antrafen. Das erste, was die Indianer hier vornahmen, war, daß sie alle Sachen die sie auf ihren Fahrzeugen hatten, ausleereten;

und nachdem sie dieselben an das Land geschleppet, baueten sie ihre Hütten. Wir brachten diese Nacht, wie es gewöhnlich geschah, unter einem Baume zu. Was wir aber damals ausgestanden, lässt sich nicht leicht mit Worten ausdrucken. Ich hatte nun drey volle Täge gerudert, ohne das geringste, ausser den vorhin gemeldeten Wurzeln, von Speise zu mir genommen zu haben. Ich hatte kein Hemd mehr auf dem Leibe, indem das meinige völlig verfault war; dazu wurden wir von dem Ungeziefer fast gefressen. Meine Kleidung bestund in einem alten kurzen Rock oder Wams, nebst einer Weste unter demselben, die ehehin von rothen Tuch gewesen war, welche beyde Kleidungsstücke, ich bey dem Schifbruch angehabt hatte, und ein paar weite zerrissene Hosen, aber weder Schuh noch Strümpfe. Das erste was die Indianer hier am folgenden Morgen vornahmen, war, daß sie ihre Canoen in Stücken zerlegten; und hier muß ich, zum Unterricht des Lesers, eine Beschreibung von dem Bau dieser Fahrzeuge geben, welche zum Gebrauch dieser Indianer ganz vortreflich eingerichtet sind, massen sie sich öfters genöthiget sehen, dieselben eine grosse Strecke weit, über Land, und durch die Wälder zu tragen, um eine Fahrt über das Meer zu vermeiden, auf welches sie sich mit diesem Boote nicht wagen dörfen. Sie bestehen insgemein aus fünf Stücken

oder Planken. Eine macht den Boden aus; zwey aber gehören auf jede Seite. Und da diese Wilden keine Werkzeuge von Eisen haben, so ist leicht zu begreifen, daß es ihnen unendliche Mühe kostet, einen grossen Baum blos mit Muscheln und Kieselsteinen auszuarbeiten, ohngeachtet sie sich auch des Feuers dazu bedienen. Längst den Ecken der Planken hin, machen sie kleine Löcher, die ungefehr einen Zoll weit von einander entfernet sind, und binden sie alsdann mit Weiden zusammen; weil aber diese Löcher mit den Weiden nicht ausgefüllt werden, so würden ihre Boote alsobald mit Wasser angefüllt werden, woferne sie nicht wüsten, dieser Unbequemlichkeit auf eine andere Art zuvor zu kommen. Sie bedienen sich aber hierzu mit grossen Nutzen einer Baumrinde, welche sie erstlich eine Zeitlang in das Wasser legen, und solche sodann zwischen zween Steinen so lange schlagen, bis sie faßerigt wird, und denn verstopfen sie alle Löcher so fein damit, daß auch nicht ein Tropfen Wassers hinein dringen kan. Auch können ihre Boote auf diese Art leicht zerleget, aber auch wieder zusammen gemacht werden. Wenn sie eine Reise zu Land machen wollen, wie es diesesmal geschah, so trägt jeder Mann und jedes Weib eine Planke; da es ihnen im Gegentheil ganz unmöglich seyn würde, ein schweres Boot ganz fort zu schleppen. Jedermann muste

bey dieser Gelegenheit etwas tragen, nur der Capitain Cheap nicht. Man muste ihn noch dazu führen, denn sonst würde er diese Reise nicht haben mitmachen können, massen ich nicht glaube, daß je eine schlimmere sey gemacht worden. Er machte sich nebst einigen andern eine gute Zeit vor uns, auf den Weg. Ich wartete auf zween Indianer, welche zu der Canoe gehörten, auf welcher ich war, und welche zurück geblieben war, um alles, was noch auf der Seite, wo wir uns befanden, übrig war, gar hinüber zu tragen. Ich hatte ein Stück, einer nassen und schweren Leinwand, welche dem Capitain Cheap gehörte, worinnen ein Stück eines stinkenden Seehundes eingewickelt war, das er diesen Morgen von den Indianern bekommen hatte. Diese Last muste ich auf meinen Kopf tragen. Ein gesunder und starker Mann würde genug daran zu tragen gehabt haben. Es muste mir also, da ich so sehr abgemattet war, auf einem so beschwerlichen Weg zur äusserstен Beschwernis gereichen. Unser Weg gieng durch einen dicken Wald, wo nichts als Sümpfe und Moräste waren, so daß wir oft bis an die Knie, ja manchmal bis an den halben Leib hineinfielen. Bisweilen musten wir auch über grosse Bäume steigen, die uns manchmal gerade im Weg lagen. Ueber dieses traten wir beständig auf Stöcke von Bäumen, denen wir nicht ausweichen

chen konnten, weil sie mit Wasser bedeckt waren. Und weil ich weder Schuh noch Strümpfe anhatte, so wurden meine Füsse und Schenkel beständig zerrissen und verwundet. Ehe ich noch eine halbe Meile zurückgelegt, hatten mich meine zwey Indianer schon verlassen, und weil ich eilen wollte, so gut als ich konnte, damit die Indianer nicht abfahren möchten, ehe ich zu ihnen käme, so fiel ich von einem Baum, der im Wege lag, in einen Sumpf hinab, wo ich mich mit genauer Noth retten konnte, daß ich nicht ersof, indem mich eine schwere Last auf meinem Kopf zu Boden drückte. Ich brachte sehr lange Zeit zu, bis ich mich aus dieser Gefahr herauswickeln konnte; und da solches geschehen war, waren alle meine Kräfte völlig erschöpft. Ich setzte mich unter einen Baum nieder, und stellte daselbst allerley traurige Betrachtungen an. Weil ich aber wuste, daß mir alles nicht viel helfen würde, hielte ich mich nicht lange mit unnützen Gedanken auf. Ich stund auf, merkte einen Baum, und legte alsdann meine Last daselbst ab, weil ich nicht im Stande war, dieselbe unterzubringen. Ich machte mich sodann auf den Weg um zu meiner Gesellschaft zu kommen. Es stund einige Stunden an, bis ich sie fand. Ich traf sie unter einen Baum sitzend an, und setzte mich zu ihnen, ohne daß ich ein Wort sagte; und so viel ich mich noch

erinnere, sagten sie auch eine Zeitlang nichts zu mir. Endlich brach der Capitain Cheap das Stillschweigen, und fragte nach der Leinwand, und das Stück Seehund. Ich erzählte ihm mein Unglück, das ich mit demselben gehabt hatte, welches er gar leicht aus meinen zerrissenen Lumpen den ich anhatte, und aus den Wunden an meinen Füssen und Knöcheln hätte abnehmen können. Allein, an statt Mitleiden mit meinen ausgestandenen Trübsalen zu haben, hörte ich nichts als Murren von jeden, wegen des unersetzlichen Verlustes, den sie durch mich ausgestanden hätten. Ich gab keine Antwort, sondern nachdem eine Zeitlang ausgeruhet hatte, sprang ich auf, und lief wenigstens fünf Meilen in den Wald zu dem Baum zurücke, den ich bezeichnet hatte; und kam zum grösten Glück noch zur rechten Zeit damit zurück, ehe sich meine Cameraden mit den Indianern auf die Boote setzten, um über einen grosse See zu fahren, dessen jenseites Ende, bis an den Fuß der Cordillerie zu gehen schiene. Ich wurde nicht mit genommen, sondern bekam Befehl auf einige andere Indianer zu warten, die noch kommen würden. Ich wurde also ohne zu wissen, wo diese Indianer herkommen sollten, allein am Ufer zurück gelassen. Die Nacht brach herein, und sie hatten mir nicht einen Bissen von dem stinkenden Seekalb zurück gelassen, mit dem

ch doch so viel ausgestanden hatte. Ich heftete meine Augen, so lange ich sie sehen konnte, auf die Boote; sodann kehrte ich in den Wald zurücke, und setzte mich auf die Wurzel eines Baums, ohne den ganzen Tag etwas anders, als den Stengel von einer Pflanze gegessen zu haben, die einer Artischocke ähnlich sah, voller Saft war, und einen säuerlichten Geschmack hatte. Weil ich nun ganz erstaunlich müde war, fieng ich augenblicklich an zu schlafen, und da ich noch vor Anbruch des Tags aufwachte, vermeinte ich nicht weit von mir einige Stimmen zu hören. Als der Tag angebrochen war, und ich weiter in den Wald hinein gieng, erblickte ich eine Hütte, auf welche ich augenblicklich zueilte. Allein ich wurde daselbst eben nicht gar zu wohl aufgenommen. Denn da ich bey dem Eingang etwas stehen blieb, bekam ich zween bis drey Schläge ins Angesicht und zu gleicher Zeit hörte ich Stimmen solcher Leute, die zornig zu seyn schienen. Ich begab mich deswegen zurücke, und wartete unter einen Baum, und zwar solange bis ein altes Weib herauskroch, und mir ein Zeichen gab, daß ich näher kommen sollte. Ich war gleich zum Gehorsam bereit, und verfügte mich in die Hütte. In derselben traf ich drey Mannspersonen, und zwey Weiber an. Es schien als ob einem jun-

gen Mann unter denselben von den übrigen mit großen Ehrerbietung begegnet würde, ohngeachtet er der elendeste Gegenstand war, der mir iemals zu Gesicht gekommen ist. Er war ein vollkommener Skelet, und von Kopf bis auf die Füße mit Wunden bedeckt. Ich war so glücklich, daß ich mich einen Augenblick an ihr Feuer setzen durfte, weil ich vor Kälte ganz steif geworden war. Das alte Weib brachte ein Stuck Seehund zum Vorschein hielte einen Theil davon zwischen ihren Füssen, und das andere Ende an ihren Zähnen; sie schnitt sodann einige dünne Schnitte mit einer scharfen Muschel davon ab, und theilte es unter die andern Indianer aus. Sie legte sodann ein Stück davon an das Feuer, nahm ein Stück Fett in das Maul, welches sie darinnen zerkäuete, und dann und wann etwas darvon auf das Stück sprützte, das an dem Feuer etwas gewärmet wurde. Denn sie lassen es niemals ordentlich braten, sondern nur warm werden. Als es fertig war, gab sie mir ein Stück davon welches ich ganz hinabschluckte, weil mich der Hunger fast umgebracht hätte. Da mir diese Indianer insgesamt fremd waren, so wuste ich nicht, was sie für einen Weg nehmen würden, welches mir gegenwärtig auch vollkommen gleichgültig war. Ich war nur froh, wenn sie mich

mit nehmen und mir etwas zu essen geben wollten, sie mochten nun gegen Norden oder Süden zu sich wenden. Indessen suchte ich ihnen doch meine Gedanken zu entdecken; ich wiese erstlich gegen Süden, und nachgehends gegen den Teich zu, merkte aber bald daß sie gegen Norden zu wollten. Sie giengen alle heraus, den kranken Indianer ausgenommen, und trugen die Planken der Canoe, die neben der Hütte lag, brachten solche an das Ufer, und setzten sie unmittelbar darauf zusammen, und nachdem sie alle ihre Sachen hingebracht, setzten sie mich an das Ruder. Wir ruderten über den Teich bis an die Mündung eines sehr reissenden Flusses, wir blieben daselbst über Nacht am Ufer, weil wir uns in finstern nicht weiter zu gehen getraueten, indem auch bey Tage die gröste Vorsicht nöthig war, an den Stöcken und Wurzeln der Bäume, womit dieser Fluß angefüllt ist, Schaden zu nehmen. Ich brachte eine sehr traurige Nacht zu, weil sie mir nicht erlauben wollten, in die Hütte zu kommen, die sie gemacht hatten: sie gaben mir auch, seitdem wir uns in die Canoe gesetzet hatten, nicht einen Bißen zu essen. Am folgenden Morgen ruderten wir weiter. Das Wetter war den ganzen Tag hindurch ausserordentlich schlimm: endlich kamen wir kurzen vor

Ein-

Einbruch der Nacht, an ein steinichtes Ufer. Die Indianer schlepten die Canoe an das Land, darauf wurden sie alle, in einen Augenblick unsichtbar, und ließen mich ganz allein. Es regnete ganz erstaunlich, und war sehr finster. Ich dachte, es sey eben so gut, wenn ich mich an dem Gestade niederlegte, ohngeachtet ich halb in Wasser liegen muste, als in einem Sumpf, unter einem tropfenden Baum zu schlafen. Unter diesen fürchterlichen Umständen fiel ich im Schlaf, und wachte drey bis vier Stunden darnach, mit einem solchen erschröcklichen Krampf auf, daß ich glaubte, ich würde auf der Stelle sterben. Ich versuchte verschiedenemal aufzustehen; allein ich konte mich nicht auf den Beinen erhalten. Endlich versuchte ich es, auf meinen Knien fort zu kriechen, und da ich in den Wald hinein sah, erblickte ich, in einiger Entfernung von mir, ein grosses Feuer. Ich brauchte lange Zeit, bis ich zu selbigem kriechen konte, und da ich solches erreicht hatte, stürzte ich mich fast in dasselbe hinein, in Hofnung, eine Erleichterung der unerträglichen Schmerzen zu finden, die ich auszustehen hatte. Die Indianer wurden durch meine Verwegenheit sehr aufgebracht; sie stunden alsobald auf, und schlugen so lange auf mich zu, bis ich mich auf eine gewisse

wisse Strecke von ihnen entfernet hatte. Indessen suchte ich doch nachgehends eine solche Lage für mich aus, daß ich etwas von der Wärme des Feuers empfand, und damit brachte ich es dahin, daß ich eine Linderung des Krampfes empfand. Am folgenden Morgen verliessen wir diesen Ort. Bald darauf waren wir aus dem Fluß hinaus. So bald wir wieder auf der See waren, entschlossen sich die Indianer, bey der nächsten Gelegenheit ans Ufer zu gehen, um Muschelfische zu suchen, weil ihr Vorrath beynahe völlig aufgezehret war. Wir fanden endlich einen bequemen Ort zum anländen, wo wir eine Menge Tellermuscheln antrafen. Ohngeachtet mich der Hunger erstaunlich plagte, so wollte ich doch keine einige essen, um keinen Augenblick in Zusammensammlung derselben zu verlieren, weil ich nicht wuste, ob sich die Indianer hier lange aufhalten würden. Ich hatte meinen Hut fast voll, als ich sie wieder in ihre Canoe zurücke kehren sah. Ich eilte mit schnellen Schritten auf sie zu, weil ich wol wuste, daß sie sich kein Gewissen würden daraus gemacht haben, mich zurücke zu lassen. Ich setzte mich wieder an mein Ruder, und legte meinen Hut neben mich, und aß dann und wann eine Muschel. Die Indianer thaten eben dieses. Da aber einer von ihnen

nen sah, daß ich die Schaalen über Bord warf, so redete er sehr heftig mit den übrigen; endlich stund er auf, und ergriff mich bey einem zerrissenen Schnuptuch, das ich an den Hals hatte, womit er mich beynahe erdrosselte; ein anderer packte mich bey den Füssen an, und würde mich schier über Bord geworfen haben, wenn ihn das alte Weib nicht daran verhindert hätte. Bisher wuste ich noch immer nicht, womit ich sie möchte beleidiget haben, bis ich endlich merkte, daß die Indianer die Schaalen sorgfältig aufhuben, und sie unten in die Canoe auf einen Haufen zusammen legten. Ich schloß daraus, es möchte ein Aberglaube dahinter stecken, warum man die Schaalen nicht in die See werfen dürfte; und weil ich solches nicht zum voraus wuste, hätte es mir bald das Leben gekostet. Ich war entschlossen, keine Tellermuscheln mehr zu essen, bis wir an das Land gekommen seyn würden, welches bald darauf, und zwar auf einer Insel, geschah. Ich sahe hier, daß die Indianer alle ihre Schaalen an das Ufer brachten, und dieselben daselbst auf einen Haufen zusammen legten. Als ich hier im Begriff war, einen grossen Büschel Beere, die ich auf einen Baum angetroffen hatte, zu essen, indem sie sehr reitzend aussahen, riß sie mir einer von den Indianern aus der

Hand

Hand, und warf sie weg, wobey er mir zu erkennen gab, daß sie vergiftet wären. Und auf diese Weise rettete mir eben derienige ietzo das Leben, der mir solches, wenige Stunden vorher, blos deswegen rauben wolte, weil ich einige Muscheln weggeworfen hatte.

Zween Tage darauf kam ich wieder zu meinen Cameraden. Ich kan aber nicht sagen, daß auf der einen oder der andern Seite, darüber die geringste Freude entstanden sey. An diesem Orte war eine sehr grosse Canoe, die unserm Führer zugehörte, auf welcher man zum allerwenigsten sechs Mann zum rudern gebraucht hätte, wenn man damit auch nur eine kleine Reise hätte vornehmen wollen. Allein statt dessen war ausser Herrn Campbell, mir, und dem Cameraden oder Diener des Indianers niemand zum rudern vorhanden, indem der Cacik niemals ein Ruder angriff, sondern die ganze Zeit über ganz ruhig bey seinem Weibe saß. Herr Hamilton blieb auf der nemlichen Canoe, auf welcher er bisher immerzu gewesen war, und die uns noch ferner begleiten solte, ohngeachtet uns verschiedene von den übrigen verlassen hatten. Es war dieses für uns arme ausgehungerte Tropfen eine ganz unbeschreiblich harte Arbeit, daß wir den ganzen Tag über auf einem so schweren Boot am Ruder sitzen musten; und dieser unmenschliche Kerl gab uns

nie einen Bissen zu essen, als wenn er so viel Seehunde gefangen hatte, daß er sich nicht alles fortzubringen getrauete, welches aber sehr selten geschah. Wenn wir nun, wie die Galeerensclaven, den ganzen Tag über gerudert hatten, und wir gegen Abend anländeten, so hatte Herr Campbell und ich, noch keine Ruhe, sondern wir sahen uns manchmal genöthiget, noch einige Meilen nach Schellfischen herum zu laufen; und kaum hatten wir ein kleines Feuer gemacht, um dieselben zuzurichten, so musten wir auf seinen Befehl in das Boot, und die ganze Nacht fortrudern, ohne an ein Anländen zu gedenken. Es ist mir nicht möglich, den elenden Zustand zu beschreiben, in welchen wir dadurch versetzet wurden; unsere Cörper waren dergestalt ausgezehrt, daß wir kaum mehr Menschen ähnlich sahen. Es begegnete mir oft, in der kältesten Nacht, unter Hagel und Schnee, wo wir auf einem unbedeckten Gestade übernachten musten, daß ich mich genöthiget sahe, um nur ein wenig Ruhe zu geniessen, die Lumpen, die ich noch auf dem Leibe hatte, auszuziehen, weil mich das Ungeziefer, so sich in denselben in der gröften Menge befand, auch nicht einen Augenblick schlafen ließ; ohngeachtet ich gewohnt war, so oft als es nur seyn konte, meine Kleider auszuziehen, sie auf einen grossen Stein zu legen, und mit einem andern

darauf zu schlagen, in der Hofnung, das Ungeziefer gleich hundertweis zu töden; denn wenn ich dasselbe einzeln hätte abklauben wollen, so würde ich nie damit fertig geworden seyn. Die Plage, die wir davon auszustehen hatten, war weit ärger, als der Hunger. Doch waren wir in Vergleichung mit dem Capitain Cheap noch reiner; denn ich konte seinen Cörper mit nichts anders vergleichen, als mit einem Ameishaufen, auf welchem tausende von diesen Thiergen herum wimmeln. Denn er war gegenwärtig so elend daran, daß er nicht mehr im Stande war, sich von dieser Plage los zu machen, massen er völlig ausser sich selbst war, und weder uns, die wir um ihn waren, mehr zu nennen, noch seinen eignen Namen mehr wuste. Sein Bart war so lang, als eines Einsiedlers seiner; derselbe war, wie sein Gesicht, mit Fischthran und Unflath ganz bedeckt, indem er gewohnt war, sich eines Sacks, in welchen sein stinkender Vorrath von Seehunden befindlich war, statt eines Hauptkissen zu bedienen, wenn er schlafen wolte. Dieser klugen Vorsichtigkeit bediente er sich deswegen, damit wir ihn, weil er schlief, nichts davon stehlen möchten. Seine Beine waren ganz erschröcklich aufgeschwollen, ohngeachtet im übrigen an seinem ganzen Leibe, nichts als Haut und Knochen waren.

Eines Tages stiessen wir auf ungefehr vierzig Indianer, welche an das Ufer, an dem wir angeländet hatten, zu uns kamen, und sehr sonderbar gemahlt waren. Unser Cacik schien sehr wenig von ihrer Sprache zu verstehen; wie denn dieselbe auch, so viel wir verstunden, ganz anders lautete, als diejenige, die wir bisher gehöret hatten. Indessen gaben sie uns doch so viel zu verstehen, daß ein Schiff, nicht weit von dem Ufer, wo wir uns damals befanden, gewesen sey, und daß selbiges eine rothe Flagge gehabt habe. Wir erfuhren einige Zeit darauf, daß dasselbe die Annapinke gewesen sey, von deren Begebenheiten in Lord Ansons Reise weitläuftig gehandelt wird. Wir fuhren durch den nemlichen Hafen, in welchem sie gestanden war.

Da wir kein anderes Fahrzeug mehr hatten, als eine kleine Canoe, die uns ferner beglücken solte; und da diejenige, in der sich Herr Hamilton bisher befunden hatte, nicht mehr weiter gegen Norden zu fahren wolte: so that ihm unser Cacik den Antrag, daß er in unsere Canoe kommen solte, welches er aber abschlug, indem ihm die fast unglaubliche Grobheit dieses Wilden unerträglich war. Er entschloß sich daher, lieber da zu bleiben, wo er war, bis ihn das Schicksal etwan ein Mittel zeigen würde, unter zu kommen. Wir verliessen ihn also hier, und es stund

etli-

etliche Monate an, bis wir ihn wieder zu sehen bekamen.

Wir fuhren nun wieder, aber sehr langsam, gegen Norden zu; und da die Mühseligkeiten, die wir täglich auszustehen hatten, nur eine Wiederholung desienigen seyn würden, was ich bisher schon zu bemerken, Gelegenheit gehabt habe, so will ich nichts davon gedenken, sondern nur melden, daß wir endlich auf eine Insel, ungefähr dreyssig Meilen von Chiloe, gekommen sind. Hier warteten wir ein Paar Tage auf guten Wind, um über die Bay zu creutzen, welches aber eine so gefährliche Arbeit war, daß unser Cacik fast von Sinnen kam, wenn er nur daran gedachte. In der That hatte er auch Ursache, sich so sehr zu fürchten, zumal, da wir ein so elendes Fahrzeug hatten, das auf einer so gefährlichen See beynahe nicht zu gebrauchen war. Endlich fassete er doch allen seinen Muth zusammen. Wir machten uns auf den Weg, ländeten aber doch glücklich, nachdem wir die grösten Gefährlichkeiten überstanden hatten, auf der Insel Chiloe an, und zwar auf einem solchen Theil derselben, welcher nicht bewohnt war. Hier blieben wir den ganzen folgenden Tag, in einem sehr tiefen Schnee, liegen, um uns von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten ein wenig wieder zu erholen. Die Kälte war aber so gros, daß wir, weil

wir weder Schue noch Strümpfe hatten, beynahe unsere Füsse eingebüsset hätten; auch befand sich der Capitain Cheap so übel auf, daß er es schwerlich würde gedauert haben, wenn unsere Noth nur noch kurze Zeit gewähret hätte. Es gefiel aber GOtt, dieselbe, wenigstens guten Theils, ein Ende nehmen zu lassen.

Unser Cacik vergrub hier alles dasienige, was er von dem gescheiterten Schiff mitgenommen hatte, in die Erde, um solches vor den Spaniern zu verbergen, die ihm keinen rostigen Nagel würden gelassen haben, wenn sie etwas davon erfahren hätten. Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg, und ungefähr um ein Uhr in eben derselben Nacht, erblickten wir etwas, das einem Hause gleich zu sehen schiene. Es gehörte solches einem von unsers Caciken Bekannten; weil er nun meine Vogelflinte hatte, und wir ungefähr noch ein Pfund Pulver bey uns hatten, so bat er, daß wir ihm solche laden, und ihm lernen solten, solche loszudrücken. Er stunde sodann auf, hielt seinen Kopf so weit weg, als er nur kunte, gab Feuer, und fiel auf den Boden der Canoe hinter sich zurücke. Die Indianer, denen das Haus zugehörete, kannten das Schiesgewehr nicht; sie verliessen daher dasselbe augenblicklich, und verbargen sich in den Wäldern. Doch kurze Zeit hernach stieg einer von ihnen, der

etwas kühner war, als die andern, auf einen Hügel, schrie uns an, und fragte uns, wer, und was wir wären. Unser Cacik gab sich hierauf zu erkennen; worauf sie sogleich an das Boot kamen, und etwas Fische und Potaten mitbrachten. Wir hatten seit vielen Monaten keine so köstliche Mahlzeit gethan, als diese war. Sobald wir damit fertig waren, ruderten wir ungefähr zwo Meilen weiter, bis an ein kleines Dorf, wo wir anländeten. Hier weckte unser Cacik augenblicklich, durch das Geschrey, das er machte, alle Einwohner auf, und nöthigte einen von denselben, daß er uns seine Thür aufmachen, und augenblicklich ein grosses Feuer machen muste; denn es war sehr kalt, massen es gerade im Junius war, um welche Zeit in diesem Theile der Welt, die Mitte des Winters zu seyn pfleget. Die Indianer umgaben uns hierauf Haufenweis, und schienen ein grosses Mitleiden mit uns zu haben, da ihnen unser Cacik einen Theil unserer Begebenheiten, die ihm bekannt waren, erzählete. Sie wusten nicht, was wir für Landsleute waren, welches ihnen auch unser Führer nicht zu sagen wuste, denn er hatte uns öfters gefragt, ob wir Franzosen, Holländer, oder Engelländer wären, welches die einzigen Nationen waren, von denen sie, ausser den Spaniern, etwas gehört hatten. Wir antworteten

ihm aber allezeit, daß wir aus Grosbrittanien wären, welches er nicht verstund. Denn wir fürchteten, er möchte sich wegern, uns nach Chiloe zu führen, wenn er hörete, daß wir Engelländer wären, weil diese damals mit den Spaniern Krieg führeten.

Diese ehrlichen und mitleidigen Leute beeiferten sich in die Wette unter einander, uns recht viel Gutes zu thun. Sie machten ein Bet von Schaafsfellen, dicht an das Feuer, für den Capitain Cheap, und legten ihn auf dasselbe; er würde auch schwerlich mehr drey Tage gelebet haben, wenn man ihn nicht diesen freundschaftlichen Beystand geleistet hätte. Ohngeachtet es bereits Mitternacht war, so giengen sie doch fort, schlachteten ein Lamm, von dem sie eine Brühe zurichteten, und einen grossen Kuchen von Gerstenmehl bucken. Man kan sichs leicht vorstellen, daß dieses für solche elende Leute, die so lange Zeit keinen Bissen Brod, noch sonst etwas gesundes zu essen bekommen hatten, eine ganz ausnehmend herrliche Mahlzeit gewesen seyn müsse. Nachdem wir genug gegessen hatten, legten wir uns um das Feuer herum schlafen, welches die Indianer zu unterhalten besorgt waren. Am folgenden Morgen kamen alle Weibspersonen aus der Nähe und Ferne; und eine iede derselben brachte etwas mit. Fast eine iede hatte ein Töpf-

gen

gen in der Hand, worinnen entweder eingemachtes Geflüg, Schöpsenfleisch, Potaten, Eyer, oder andere Eßwaren, befindlich waren. Wir fiengen wieder auf das neue zu essen an, als ob wir die vergangene Nacht nichts zu essen bekommen hätten, und damit brachten wir auch den meisten Theil des Tages zu. Am Abend kamen die Mannspersonen hauffenweis in unser Haus und brachten einige irdene Krüge mit einen gewissen Getränke mit sich, das sie Chicha nennneten, welches aus Gerstenmehl gemacht war, und unsern Haberbier am Geschmack gleich kam, welches diejenigen, die eine ziemliche Menge davon trinken, berauschet; denn etwas weniges, thut keine Wirkung. Sobalde das Getränke verzehret war, brachten sie einen frischen Vorrath von Lebensmitteln herbey; und auf diese Art brachten wir alle unsere Zeit zu, so lange wir uns bey diesen gastfreyen Indianern aufhielten. Sie sind starke, wohlgebaute Leute, beyde Mannspersonen und Weibspersonen sind ausserordentlich wohlgebildet, und ungemein artig von Person. Die Kleidung der Mannspersonen heißt bey ihnen ein Puncho, und diese bestehet in einen viereckigten Stück Tuch, das insgemein aus Streifen von verschiedenen Farben bestehet, und in der Mitte eine Oefnung hat, die weit genug ist, daß sie mit dem Kopf durchfahren können, so daß es ihnen also über die Schultern

herabgehet, und halb vornen, halb aber hinten hinabhängt; unter diesem tragen sie eine Art eines Hembds von wollenen Zeug, ohne Ermel oder Hals. Sie tragen weite Hosen, fast wie die Holländischen Matrosen, und an den Beinen eine Art gestrickter Halbstiefeln, ohne Füsse; Schuhe aber tragen sie niemals. Ihr Haar ist immer sauber gekämmt, und nahe an dem Hals in einem dicken Zopf zusammen gebunden. Einige von ihnen tragen sehr artige Hüte, die sie selbst machen, andere aber tragen keine. Die Weibspersonen tragen Hembder, wie der Mannspersonen ihre sind, ohne Ermeln, und über denselben ein viereckigtes Stück Tuch, welches sie vornen mit einer grossen silbernen Nadel fest machen; ingleichen einen kurzen Rock von verschiedenen Streiffen. Sie wenden eben so viel Fleis auf ihre Haare, als die Mannspersonen. Beyde tragen allezeit eine Art eines Stirnbandes, welches knapp an der Stirn anliegt, und hinten vest gebunden ist. Mit einem Wort, dieses Volk war so reinlich, als die verschiedenen Wilden, die wir vorher gesehen hatten garstig und viehisch waren. So bald wir bey ihnen angekommen waren, schickten sie sogleich einen Bothen an den spanischen Corregidor zu Castro, welche Stadt ziemlich weit von hier entfernet ist, und liessen ihm von unserer Ankunft Nachricht geben. Nach Verlauf dreyer Tage kam dieser

Ab-

Abgeordnete, mit einem Befehl an die vornehmsten Caciken dieser Indianer, bey denen wir waren, zurücke, daß sie uns unmittelbar an einen gewissen bestimmten Ort fahren sollten, wo uns ein Commando Soldaten abholen würde. Diese guten Leute schienen nun sehr um uns bekümmert zu seyn, da sie von den Abgeordneten die Anstalten vernahmen, die man zu unserer Aufnahme machte: denn sie furchten sich gar sehr für den spanischen Soldaten. Sie waren sehr begierig zu erfahren, was wir für Landsleute wären. Wir sagten ihnen, daß wir Engeländer und eben ietzt mit den Spaniern in einem Kriege begriffen wären; dieses machte, daß sie uns noch viel lieber hatten, als vorhere; und ich glaube sicherlich, sie hätten uns, wenn sie gedurft hätten, unter sich zu verbergen gesucht, damit uns kein Leid wiederfahren möchte. Sie sind den Spaniern so wenig ergeben, daß sie sogar vor dem Namen eines Spaniers einen Abscheu haben. Ich kan mich auch darüber gar nicht wundern, denn sie werden dergestalt unter dem Joch, und in einer so mühseligen Sclaverey gehalten, und müssen sich so übel begegnen lassen, daß mir nichts so abgeschmackt vorkommt, als dieses, daß sich die Spanier bey irgend einer Gelegenheit auf den Beystand dieser Leute verlassen. Wir schiffeten uns gegen Abend ein, und es war bereits die Nacht hereingebrochen, ehe wir an den

Ort

Ort ankamen, wo wir den spanischen Soldaten sollten übergeben werden. Wir wurden von vier Officieren und einer Menge bewafneter Soldaten eingeholet, welche uns eben so umzingelten, als wenn sie es mit den allerfürchterlichsten Feind zu thun hätten, ohngeachtet wir drey armselige Tropfen waren, die sich, ohngeachtet der guten Bewirthung dieser guten Indianer, kaum aufrecht erhalten konnten. Sie führten uns auf die Spitze eines Hügels, wo sie uns unter eine Hütte brachten, welche blos aus einen mit Stroh bedeckten Dach bestunde, ohne Wände, oder Mauren, sondern ganz offen war, und hier musten wir auf den kalten Erdboden liegen. Hier kamen allerley Gattungen von Leuten zu uns, um uns in Augenschein zu nehmen, als ob wir Wunderthiere wären. Doch kamen die indianischen Weiber niemals mit leerer Hand, sondern sie brachten allezeit Geflügel, Schöpsenfleisch, oder andere Lebensmitteln mit, so daß wir ganz gut leben konnten. Indessen merkten wir einen gar deutlichen Unterschied zwischen der Begegnung die uns die Indianer erfahren lassen, und dieser, die uns ietzt die Spanier erwiesen. Bey ienen hatten wir die Freyheit zu thun, was uns beliebte; diese aber hielten uns so eingeschrenkt, daß uns, wenn wir uns nur einige Schritte entfernten, um uns von dem Ungeziefer, das uns fast verzehrte

zehrte, zu reinigen, zween Soldaten mit blossen Degen begleiteten. Ungefähr den dritten Tag kam ein Jesuit von Castro zu uns; dieses geschah nicht aus Mitleiden, sondern deswegen, weil unser indianischer Cacick ein Gerüchte ausgesprengt hatte, daß wir einige Sachen von grossen Werthe bey uns hätten. Da er von ungefähr des Capitains Cheaps goldne Repetiruhr gesehen hatte, so war das erste, das der gute Pater that, daß er eine Flasche Brandewein aus seiner Tasche langte, und uns davon zu trinken gab, um uns offenherzig zu machen. Er trat hierauf seinem Vorhaben näher, und fragte uns ohne Umschweiffe, ob wir keine Uhren, oder Ringe gerettet hätten. Der Capitain Cheap antwortete sogleich, daß er nichts habe, indem er nicht von ferne auf die Gedanken kam, daß der Indianer seine Uhr gesehen habe, welche er, seiner Meinung nach allezeit mit der grösten Sorgfalt vor ihm zu verbergen gesucht hatte. Da er aber wuste, daß Campbell eine silberne Uhr habe, die ehehin unserm Wundarzt zugehört hatte, so verlangte er, daß er den Jesuiten ein Geschenke damit machen sollte, indem er ihm vorstellte, daß uns dieses vielleicht sehr nützlich seyn könnte, weil diese Patres in grossen Ansehen stunden und gar viel auszurichten im Stande waren. Campbell that dieses sehr ungerne, und erhielt von dem Pater nicht lange

dar-

darnach, ein sehr armseliges Geschenk, welches nicht halb so viel werth war, als das Uhrgehäuse. Wir hörten nachgends, daß der Gouverneur diesen Vorgang erfahren, und es sehr übel genommen habe, weil er glaubte, daß er das nächste Recht dazu gehabt hätten. Er ahndete solches auch bey allen Gelegenheiten an dem Jesuiten. Bald darauf meldete uns der Officier von der Wache, daß er Befehl erhalten habe, uns nach Castro zu führen. Wir wurden daher gegen Abend an die Seeseite geführet, und in ein grosses Boot gesetzet. Es begleiteten uns über dieses auch einige Fahrzeuge, die mit Soldaten angefüllt waren. Gegen acht Uhr in der Nacht kamen wir an die Stadt. Die Boote wurden vor Anker geleget. Nach einiger Zeit stiegen wir an das Land, wir konnten aber weder Thore noch Mauern, noch sonst etwas sehen, so das Ansehen einer Besatzung hatte. Da wir über einen steilen Hügel in die Stadt hinauf giengen, war der Weg mit Leuten besezt, welche Besemstiele statt der Musqueten auf den Schultern und brennenden Lunten in der Hand hatten. Als wir in das Haus des Corregidors kamen, traffen wir solches voller Leute an. Derselbe war ein alter Mann, und sehr groß; er hatte einen langen Mantel an, und eine Knotenparücke ohne Krausen auf, und einen Degen von unermeßlicher

Länge

Länge an der Seite. Er empfieng uns mit vielen Umständen und Ceremonien; weil wir aber keinen Dollmetscher hatten, so verstunden wir wenig von den Fragen, die er uns vorlegte. Er ließ uns hernach mit allerley kalten Speisen bewirthen; und ob gleich nur wir drey an der Tafel saßen, so zehrten wir doch in kurzer Zeit weit mehr auf, als zehen andere Personen, die einen gewöhnlichen Appetit gehabt, zu essen im Stande gewesen seyn würden. Es ist in der That erstaunlich daß uns das übermäßige Essen seit dem wir zu diesen gütigen Indianern gekommen waren, weder am Leben noch an der Gesundheit geschadet. Wir bekamen nie genug, und ergriffen einige Monate lang, alle Gelegenheiten unsere Schubsäcke zu füllen, wenn man uns nicht sah, womit wir uns die Nacht hindurch, wenigstens dreymal fütterten. Der Capitain Cheap sagte ohne Scheu, daß er sich vor sich selbst schäme. Nach eingenommener Mahlzeit führte uns der Corregidor in das Jesuiter-Collegium; wir wurden von den Soldaten, und allen gemeinen Leuten, die sich in der Stadt befanden, begleitet. Dieses sollte indessen unser Gefängnis seyn, bis Ordre von dem Gouverneur einlief, welcher zu Chaco, ungefähr dreyssig Meilen von diesem Orte, residirte. Als wir in das Collegium gekommen waren, trug der Corregidor dem Pater Provincial,

wie

wie sie ihn nenneten, oder dem Haupte unter den hiesigen Jesuiten, auf, daß er sich Mühe geben sollte, von uns heraus zu bringen, von was für einer Religion wir wären, oder ob wir eine hätten, oder nicht. Er begab sich sodann wieder zurück, die Thore wurden zugeschlossen, und wir wurden in eine Zelle geführet. In derselben fanden wir etwas, so einem Bette ähnlich, und auf dem Boden ausgebreitet war, und für einen jeden ein altes, zerrissenes, aber doch reines Hembd, welches uns ausserordentlich wohl bekam. Es schmeckte mir auch das Essen anfänglich nicht halb so gut, als dieser Schatz von einem alten Hembd. Ohngeachtet dieses Collegium sehr gros war, so hielten sich doch nur vier Jesuiten darinnen auf; und so viel befanden sich auch Patres von deisem Orden, auf dieser Insel. Des Morgens darauf ließ der Pater Provincial den Capitain Cheap zu sich rufen. Sie unterredeten sich mit einander in lateinischer Sprache, welche vermuthlich einer so schlecht redete, als der andere, indessen verstunden sie doch einander. Als er wieder zu uns kam, meldete er uns, daß die guten Patres noch immer sehr begierig wären, zu wissen, ob wir nicht einige Sachen von Werth gerettet und bey uns hätten, und daß es wohl gethan seyn würde, wenn wir ihm alles, was wir etwan von dergleichen Sachen hätten, schenkten.

Es schien, als ob gegenwärtig von der Religion gar nicht die Rede wäre. Als aber der Corregidor einige Tage darauf erfuhr, daß wir Ketzer wären, so trug er diesen Jesuiten auf, daß sie uns bekehren sollten. Einer von ihnen aber sagte ihm, daß es gewis vergebens und umsonst seyn würde, sich dießfalls einige Mühe mit uns zu geben, weil diese Insel viel zu wenig Reitzung für uns hätte, als daß sie uns bewegen könnte, unsere Religion zu ändern; wenn wir aber erst nach Chili, in ein so angenehmes Land, wo nichts als Lust und Vergnügen herrschte, kommen würden, so sollte es alsdann gar nicht schwer halten, uns auf das schleunigste zu bekehren. Wir blieben ganz ruhig in unserer Zelle, bis sich die Glocke hören ließ, die uns zum Essen rief. Wir wurden sodann in einen Saal geführet, wo eine Tafel für die Patres, und eine andere für uns gedeckt war. Hier setzten wir uns, nach einem ziemlich langen lateinischen Gebete, nieder, und verzehrten alles, was man uns vorsetzte, ohne daß das geringste an beyden Tischen dabey geredet wurde. So bald wir mit dem Essen fertig waren, wurde abermals ein sehr langes Gebet hergesagt, welches uns aber nicht so verdrießlich war, als das erstere; und sodann verfügten wir uns wieder in unsere Zelle. Auf diese Weise brachten wir acht Tage hin, ohne einen Fuß aus dem Collegio zu

Wir hätten glauben sollen, daß wir diese Zeit über gar nicht in der Welt wären; denn ausser der Glocke, die uns zum Essen rief, wurde die währende Zeit hindurch das gröste Stillschweigen beobachtet, so, daß dieser Ort völlig unbewohnt zu seyn schiene. Am achten Tage, kurz vor dem Eintritt der Nacht, hörten wir sehr stark an dem Thore anklopfen. Kaum war dasselbe geöfnet, so sahen wir einen jungen Officier, gestiefelt und gespornt, hereintretten, welcher den Patribus hinterbrachte, daß er von dem Gouverneur abgeschickt sey, uns nach Chaco zu bringen. Dieser junge Mann, war des Gouverneurs Sohn; und eben deswegen hatte er auf dieser Insel eben so viel zu befehlen, als sein Vatter. Er hätte verdient, noch eine Zeitlang in die Schule geschickt zu werden. Denn er war ein eitler, schlechter Mensch, welcher den Einwohnern auf der Insel äusserst mißfällig war. Nachdem wir von den Jesuiten Abschied genommen hatten, die sich, wie ich vermuthe wenig darüber bekümmerten, daß wir sie verließen, nachdem sie sahen, daß ihre Hofnung vergebens gewesen war, machten wir uns auf den Weg und wurden von dreyßig Soldaten zu Pferd begleitet. Wir legten in dieser Nacht ungefähr acht Meilen zurücke. Endlich kamen wir auf einen Meyerhof, welcher einer alten Dame gehörte, die zwo sehr schöne Töchter

hatte.

hatte. Hier wurden wir sehr wohl bewürthet, und die gute alte Dame schien großes Mitleiden mit uns zu haben. Sie fragte den Sohn des Gouverneurs, ob es wohl sein Vater übel nehmen würde, wenn ich ein Monath bey ihr auf ihrem Meyerhof bliebe. Da sie eine angesehene Person auf dieser Insel war, so antwortete er, daß er seinem Vater ihr Verlangen vortragen wolle und auch nicht zweifle, daß er seine Einwilligung dazu geben werde. Da unsere Soldaten in das Haus kamen, sah ich, daß sie keine Schuhe anhatten, sondern gleich den Indianern Halbstiefeln trugen, welche keine Füße hatten. Sie hatten ungeheuere grosse Sporen, von denen einige von Silber, andere aber von Kupfer waren, und diese machten, wenn sie giengen, ein Geraffel, als ob sie Ketten an den Füßen hätten. Sie waren lauter herzhafte und trotzige Leute, wie die Spanier insgemein zu seyn pflegen, welche auf dieser Insel gebohren werden. Nach einer guten Mahlzeit legten wir uns auf Schaafsellen an das Feuer zur Ruhe. Wir machten uns des Morgens wieder sehr früh auf den Weg, und nachdem wir einige Meilen die Quer durch das Land geritten waren, kamen wir an die Seeseite, wo verschiedene Boote auf uns warteten, auf welchen sich einige Officiers befanden. Die meisten von denen Soldaten stiegen von den Pfer-

den ab und giengen mit uns an Bord; und nur etliche wenige wurden mit den Pferden wieder fortgeschickt. Es vergiengen drey Tage, ehe wir nach Chaco kamen, indeme die Ebbe und Fluth zwischen dieser Insel, und den hohen Meer so schnell ist, daß kein Boot wider dasselbe zu segeln im Stande ist. Man brauchte in Ansehung unserer eben die Vorsicht, wie zu Castro; wir musten durch eine lange Reihe Soldaten gehen, die eben so bewafnet waren, wie die vorhin erwehnten, ausgenommen, daß einige wenige wirkliche Feuerröhre hatten. Die Soldaten hatten uns unterwegs eine prächtige Beschreibung von des Königs Pallast wie sie das Haus des Gouverneurs nennten, gemacht; wir hoften daher ein ausnehmend herrliches Gebäu zu sehen; allein wir fanden nichts, als eine große, mit Stroh bedeckte Scheure, die in verschiedene Gemächer abgetheilt war. Der Gouverneur saß an einer Tafel, die mit einem Stück von rothen Zeuch bedeckt war, und hatte seinen vornehmsten Officier um sich. Nach einiger Zeit wurde uns ein Sitz angeboten; er wollte sich darauf mit uns, durch seinen Dollmetscher in ein Gespräch einlassen, der ein alter dummer Kerl war, welcher weder englisch noch spanisch verstunde. Er sagte, er sey in Engeland gebohren, habe sich einige Jahre in diesem Lande aufgehalten, sey ehehin ein Seeräuber gewe-

gewesen, und sey unsern Ponama von den Spaniern gefangen genommen worden. Der Gouverneur behielt uns bey der Tafel, und endlich wurden wir über den Hof in unser Quartier geführet, welches ein Ort war, wo sonst das Holz lag, das man in des Gouverneurs Küche gebrauchte; indessen waren wir gar wohl damit zu frieden, weil wir nur trocken daselbst wohnten. An der Thür stund ein Soldat mit bloßem Degen in seiner Hand, um zu hindern, daß wir nicht herausgehen möchten, welches aber schlechterdings unnöthig war, weil wir nicht gewust hätten, wo wir hingehen sollten, wenn wir auch die Freyheit gehabt hätten, solches zu thun. Einer von denen Soldaten hatte Lust zu meinen zerrißenen Rock, der mit einig tausend Völkern besetzt war: er gab mir dagegen einen alten Puncho, eine Art der Kleidung, so die Indianer tragen, wie ich oben schon beschrieben habe, und der in der Mitte ein Loch hat, daß man den Kopf durchstecken kan; und für die wenig Lumpen, die von meiner Veste übrig geblieben waren, gab er mir ein Paar Hosen. Ich wäre nun nach meiner Meinung sehr wohl ausstaffirt gewesen, wenn ich nur ein anders Hemd gehabt hätte. Am folgenden Tag ließ uns der Gouverneur, zu sich ruffen, und wir speiseten an seiner Tafel. Nach diesen giengen wir wieder in unser Quartier, wo

wir allein waren, weil jedermann begierig war, uns zu sehen. Wir brachten auf diese Art eine Woche hin; und nach dieser Zeit wurde die Wache weggenommen, und wir erhielten die Freyheit, uns etwas umzusehen, ohngeachtet wir die Freyheit nicht erhalten aus dem Pallast, wie sie ihn nenneten, hinaus zu gehen. Wir speiseten alle Tage bey dem Gouverneur, waren aber mit seinen Fasttägen, von denen einer immer zu geschwind auf den andern folgte, nicht gar wohl zufrieden. Ich suchte daher den Haushofmeister und den Koch zu guten Freunden zu bekommen; und auf diese Weise, kam ich allemal mit vollen Taschen in mein Quatier, wo ich meine Zeit sehr vergnügt zubrachte. Bald hernach erhielten wir die Freyheit aus der Stadt hinaus, und überhaupt hin zu gehen, wo wir wollten. Alle Häuser stunden uns offen; und ohngeachtet solches meist eine Stunde nach den Mittagessen geschah, so wurde uns doch überall der Tisch wiederum gedeckt, weil man glaubte, daß wir nicht genug essen könnten, nachdem wir so lange Zeit Hunger gelitten hatten; und eben dieses war fast auch unsere Meinung. Die Leute hier sind insgemein liebreich und freundlich, aber sehr unwissend. Sie werden von ihren Priester regieret, welche sie alles glauben machen, was sie wollen. Man redet hier meistens die indianische Sprache, und

selbst

selbst die Spanier bedienen sich derselben untereinander. Sie sagen auch, daß dieselbe schöner sey, als ihre eigene. Die Weibspersonen sind artig gewachsen, und die meisten sind sehr schön. Sie haben gute Stimmen, und können ein wenig auf der Zitter spielen. Doch haben sie die üble Gewohnheit, daß sie Tobak rauchen, der aber hier eine sehr theuere Waare ist. Daher heißt es schon viel Ehre angethan, wann sie einander in ihren Häusern mit Tobak bewirthen. Die Frau vom Hause kommt mit einer großen hölzernen Pfeife, die mit Toback gestopft ist, herein; und nachdem sie zwey bis drey herzhafte Züge gethan, so steckt sie ihren Kopf unter ihren Mantel, damit ihr nichts von dem Rauch entwische, welchen sie begierig in sich schlucket; und bald darauf siehet man den Rauch aus der Nase und dem Ohr gehen. Sodann giebt sie die Pfeife der nächsten Frau, welche es eben so macht, und bekommt die Pfeife nach und nach die ganze Gesellschaft. Ihre Häuser sind sehr schlecht, welches sich aus dem, was ich von dem Pallast des Gouverneurs gesagt habe, leicht vorzustellen ist. Das Feuer wird mitten in ihren Gemächern angezündet; doch haben sie keine Kamine. In jeglichem Ecke des Dachs ist ein kleines Loch, durch welches der Rauch hinaus gehet. Nur die vornehmsten Leute essen hier Waitzen-Brod, weil

wenig Waitzen wächst, und sie auch keine Mühlen haben, solchen zu mahlen. Statt deßen bauen sie die vortreflichsten Potaten in der Welt; diese werden allezeit in der Asche gebraten, dann geschabt, und sodann statt des Brods gegessen. Sie haben eine starke Schweinszucht, wie sie denn Chili und Peru mit Schinken versehen. Auch fehlt es ihnen nicht an Schaafen, doch haben sie keinen Ueberfluß an Kühen, welcher Mangel guten Theils von ihrer eigenen Nachläßigkeit herrühret, weil sie zu faul sind die Wälder auszureuten. Denn wenn sie sich Mühe geben würden, dieses zu thun, so würde es ihnen nicht an genugsamen Vieh-Weiden mangeln. Ihr Handel bestehet meistens in Schinken, Speck, deßen man sich in ganz Südamerica statt der Butter bedienet, in Cedernplanken, mit deren Fällung sich die Indianer an dem Fuß der Cordillerie beständig beschäfftigen, in kleinen geschnittenen Schachteln, worinn die spanischen Frauenzimmer ihre Arbeiten zu legen pflegen, in Teppichen, Matrazen, und Punchos, so rings herum niedlich gestickt sind. Denn derselben bedienen sich sowohl in Chili als Peru, nicht nur die Vornehmen, sondern auch die gemeinen Leute, statt der Reitröcke, und werden für eine weit bequemere Kleidung für einen Reiter gehalten, als sonst irgend ein anderer Rock.

Von

Von Lima kommt iährlich ein Schif zu ihnen, wenigstens erwarten sie alle Jahre nicht mehr, als ein eintziges, ohngeachtet manchmal derselben zwey gekommen sind, manchmal aber in drey Jahren gar keines. Wenn das leztere geschiehet, so sind sie sehr traurig, maßen ihnen dieses Schiff Boy, Tuch, Leinwand, Hüte, Bänder, Zucker Brandwein und Wein mitbringt, welcher leztere Artickel aber meistens in den Kirchen gebraucht wird; das Paraquay-Kraut, deßen man sich in ganz Südamerica statt des Thee bedienet, ist ihnen ebenfalls eine unentbehrliche Waare. Diese Schifsladung gehöret hauptsächlich für die Rechnung der Jesuiten, welche weit mehr Indianer in ihren Diensten haben, als die übrigen Einwohner alle zusammen, und die natürlicher Weise fast alle Waaren vertheuren. Kein Geld wird auf dieser Insel in Handel und Wandel nicht gebraucht. Wenn iemand einige Ellen Leinwand, etwas Zucker, Tabak, oder sonst eine Waare braucht, die aus Peru kömmt, so tauscht er solches gegen Cedernplanken, Schinken, oder Punchos ein. Nachdem wir eine Zeitlang hier gewesen waren, lief ein Fahrzeug in dem Hafen von Lima ein, welches unter den Einwohnern eine große Freude verursachte, weil wegen der Unsicherheit die der Lord Anson auf der Küste verursachet hatte, im vorigen Jahre kein Schiff zu

ihnen gekommen war. Dieses war aber nicht das jährliche Schif, sondern eines von denen, die öfters, wie ich vorhin schon erwähnet habe, ganz unverhoft kommen. Der Capitain auf diesem Schiffe war ein alter Mann, der auf der Insel wohl bekannt war, indem er seit dreyßig Jahren, zwey bis dreymal des Jahrs mit Waaren dahin gekommen war. Er hatte einen ausserordentlich großen Kopf, daher er auch insgemein unter einen Zunamen, unter ihnen bekannt war, indem sie ihn nur den Ochsenkopf zu nennen pflegten. Er war kaum eine Woche lang auf der Insel, so kam er zu dem Gouverneur, und meldete ihm, mit einem sehr traurigen Gesichte, daß er seit seiner Ankunft in dem Hafen nicht einen Augenblick geschlaffen habe, weil der Gouverneur drey englischen Gefangenen erlaubte, frey herum zu gehen, statt daß er sie einsperren sollte; und er alle Minuten in Furcht stehe, sie möchten sich seines Schiffes bemächtigen, und es fort führen. Diese Furcht war um deswegen unnöthig, weil er mehr als dreyßig Leute an Bord hatte. Indessen versicherte ihm der Gouverneur, daß er für uns stehe, und daß er ganz ruhig schlaffen könnte. Er konnte sich aber auch dabey nicht enthalten, über den tollen Einfall dieses Mannes zu lachen, welches auch iedermann in der Stadt that. Doch diese Versicherung konnte den Capitain nicht beruhi-

uhigen; er suchte so geschwind als möglich war einer Ladung los zu werden, eilte wieder auf ie See, und glaubte nicht eher sicher zu seyn, ls bis er die Insel aus dem Gesicht verlohren ätte. Ungefehr drey Monate darauf wurde auch Herr Hamilton zu uns gebracht. Der Gouverneur hatte eine Parthey gegen Süden zu geschickt, nd ihn abholen lassen. Er war bey seiner Ankunft in sehr schlechten Umständen, doch erholte r sich durch die gute Kost, die er hier antraf, gar ald wieder um.

Der Gouverneur pfleget alle Jahre, in den verschiedenen Districten, die zu seinem Gouvernement gehören, herum zu reisen; und bey dieser Gelegenheit nahm er uns mit sich. Der erste Ort, den er besuchte war Carelmapo; und von da begab er sich nach Castro. An diesen Orten hielt er eine Art eines Gerichtes. Die vornehmsten Caciken kommen daselbst zu ihme, und bringen ihm von allem, was seit seiner lezten Anwesenheit vorgefallen ist, Nachricht, und erhalten für das folgende Jahr neue Verhaltungs-Befehle von ihm. Wir genossen zu Castro eben die Freyheit, die wir zu Chaco hatten, und besuchten alle Leute. Es schien als ob sie iene Ceremonien, die sie bey unserer Ankunft beobachtet hatten, gänzlich vergessen hätten, welches in keiner andern Absicht geschah, als uns glauben zu machen, daß solches sehr stark befestiget sey. Denn

iezt machten sie kein Geheimnis mehr gegen uns daraus, daß sie weder Festung noch Geschütz hatten. Zu Chaco hatten sie eine kleine Schanze von Erde, die mit einem Graben und Pallisaden umgeben war, ingleichen einiges altes unbrauchtbares Geschütz, womit der Hafen nicht einen Augenblick hätte vertheidiget werden können. Als wir zu Castro waren, schickte die alte Frau in deren Hause wir die erste Nacht schliefen, nachdem wir das Jesuiter-Collegium verlassen hatten, zum Gouverneur, und bat ihn, daß er uns erlauben möchte, auf einige wenige Wochen zu ihr zu kommen. Der Gouverneur erlaubte solches, ich verfügte mich sodann zu ihr, und brachte ungefähr drey Wochen sehr vergnügt bey ihr zu, massen sie so viele Liebe gegen mich zu haben schiene, als ob ich ihr leiblicher Sohn gewesen wäre. Sie ließ mich sehr ungerne wieder von sich. Da aber der Gouverneur bald wieder nach Chaco zuruck kehren wollte, ließ er mich holen; ich muste also meine Wohlthäterin wider Willen verlassen.

Unter den Häusern, die wir zu Castro besuchten, war eines, so einem alten Priester zugehörte, welcher für einen der reichesten Leute auf dieser Insel gehalten wurde. Er hatte eine Baase, die er sehr liebte, und die sein ganzes Vermögen erben sollte. Er hatte sich sehr viel Mühe gegeben, sie wohl zu erziehen, und sie

wurde

urde für eines der vollkommensten jungen Frau-
nzimmer von Chiloe gehalten. Ihre Person war
ut, ohngeachtet man sie keine ordentliche Schön-
eit nennen konnte. Dieses junge Frauenzim-
ner erwies mir die Ehre, sich mehr um mich zu
ekümmern, als ich verdiente. Sie that ihren
Oncle den Vorschlag, mich zu bekehren, worauf
e mich, mit seiner Erlaubniß heyrathen wollte.
Weil der alte Mann ganz thöricht in sie verliebt
war, so gab er ohne viele Umstände seine Ein-
willigung dazu. Er gab mir auch, gleich bey
em ersten Besuch, den ich wieder bey ihm ab-
tattete, von dem Vorschlag des jungen Frauen-
immers Nachricht, mit der Versicherung, daß
r seine Einwilligung dazu gebe. Er führte mich
u gleicher Zeit in ein Zimmer, wo verschiedene
Kisten und Kasten waren, die er aufsperrte. Er
eigte mir zu erst die schönen Kleider seiner Baase,
dann seine eigene Garderobe, die, wie er sagte,
nach seinem Tode mein Eigenthum seyn sollte.
Unter andern brachte er ein Stuck Leinwand zum
Vorschein, aus welchem er mir sogleich Hembde
wollte machen lassen. Ich muß gestehen, daß
dieser lezte Artickel eine große Versuchung für
mich gewesen sey. Doch hatte ich so viel Muth,
daß ich ihr widerstand, und mich so gut ich kon-
te entschuldigte, daß ich die Ehre die man mir er-
weisen wollte, nicht annehmen könnte. Denn

ich

ich hatte nun schon so viel von der spanischen Sprache gelernet, daß ich mich verständlich in derselben ausdrucken konnte.

Unter den Indianern, die hieher zu den Gouverneur gekommen waren, befanden sich auch einige Caciken von ienen Indianern, die uns bey unserer Anländung auf der Insel Chiloe so liebreich aufgenommen, und bewirthet hatten. Einer von diesen, ein iunger Mann, hat ein gewisses Verbrechen zu Schulden kommen lassen; er wurde deswegen in Ketten und Banden gelegt, und hatte noch ein härteres Schicksal zu befürchten. Wir konnten sein Verbrechen nicht erfahren. Es kan aber auch seyn, daß es der Gouverneur guten Theils deswegen gethan habe, um uns zu zeigen, wie groß seine Gewalt über diese Häupter der Indianer sey. Indessen waren wir sehr um diesen iungen Menschen bekümmert, welcher ausserordentlich gütig gegen uns gewesen war; wir ersuchten daher den Capitain Cheap, daß er bey dem Gouverneur für ihn bitten sollte. Er that es auch, und der Cacik kam los; doch sagte ihm der Gouverneur mit gröster Hitze, daß er seine Freyheit blos allein uns zu danken habe, ausserdem würde er ihm nach der äussersten Strenge abgestraft haben. Der junge Mann schien sich vor keiner weitern Strafe gefürchtet zu haben, weil ich, wie ich glaube, alles em-

pfand,

pfand, was nur immer ein Mann fühlen kan, der auf öffentlicher Straße, vor allen seinen Mitcaciken, und viel hundert andern Indianern, so schimpflich mit Ketten und Banden beleget wurde. Ich glaube der Gouverneur habe diesfalls nicht nach dem Regeln der Klugheit gehandelt. Indessen kam er nachgehends zu dem Capitain Cheap, und bedankte sich für seine Güte, welches auch die übrigen Caciken thaten, die diesen Vorgang mit angesehen, und vermuthlich eben so viel dabey gelitten hatten, als der junge Mann. Wir kehrten hierauf wieder nach Chaco zurücke, und der Gouverneur sagte uns, daß wir mit dem jährlichen Schiffe, welches sie im December erwarteten, nach Chili gebracht werden solten. Wir hatten etlichemale während unsers Aufenthaltes allhier eine Erdbeben gespüret. Als ich einstens in einem Hause, wo ich wohl bekant war, einen Besuch abstattete, kam ein Indianer hinein, welcher etliche Meilen von dieser Stadt wohnte und der diese Reise gemacht hatte, um allerley Kleinigkeiten einzukauffen. Unter andern hatte er auch einige Bildnisse von Heiligen gekauft. Er war sehr stolz darauf, ließ sie sehen, und gab sie den Weibspersonen in die Hand, welche sich anfänglich sehr andächtig damit creutzigten, und sie hernach küsseten. Sie gaben mir dieselben darauf ebenfalls, mit dem Zusatz, daß ich

mich, als einen Ketzer, vermuthlich weigern würde, sie zu küssen. Sie hatten sich nicht geirret. Ich gab sie dem Indianer zurücke, ohne diese Ceremonie nach gemacht zu haben. In diesem Augenblick geschah ein gewaltiger Stoß von einem Erdbeben, den sie ganz alleine dem Zorn der Heiligen zuschrieben. Sie verließen samt und sonders mit der gröften Eilfertigkeit das Haus, damit es ihnen nicht über den Kopf zusammen fallen möchte. Ich meines Orts suchte so schleunig nach Hause zu kommen, als möglich war, aus Furcht, ich möchte, wenn ich ausser dem Hause wäre, in der Hitze von diesen Leuten, die mich für die Ursache alles dieses Unglücks ansahen, etwas vor den Kopf bekommen, und kam nicht wieder in dieses Haus, bis ich glaubte, daß die Sache vergessen sey.

Es ist hier ein sehr guter Hafen. Aber die Einfurth ist für diejenigen die ihn nicht kennen, sehr gefährlich, indem die Fluth ausserordentlich schnell ist, und mitten in dem Canal versunkene Felsen befindlich sind. Die Insel hat in der Runde ungefähr siebenzig Meilen; sie liegt unter den 40. Grad 20. Minuten südlicher Breite und ist das am meisten gegen Mittag liegende Etablissement, so die Spanier auf diesen Meeren haben. Der Sommer ist daselbst ein kurzes Trumm, und das ganze Jahr hindurch sind die

starken

starken Winde und Regenwetter etwas sehr gemeines. Der Insel gegen über auf der Cordillerie ist ein Feuer speyender Berg, der zu gewissen Zeiten sehr heftig brennt, und heftigen Ausbrüchen unterworfen ist. Wir wurden einstens, da wir uns auf dieser Insel befanden sehr erschreckt; es lautete in der Nacht, als ob grosse Canonen losgebrennt wurden. Den folgenden Morgen stieg der Gouverneur zu Pferde und ritt von seinem Hause, bis an die Schanze von Erde vorwärts und ruckwärts, und sagte, daß die Engländer in Anzug wären, er wolle sie aber warm bewillkommen; womit er, wie ich vermuthe, so viel sagen wollte, daß er ihnen ein gutes Feuer in seinen Hause würde zuruck gelassen haben. Denn ich bin überzeugt, daß er bald in den Wäldern gewesen seyn würde, wenn er etwas, das einem englischen Schiff gleich gesehen, hätte ankommen sehen.

Die Weiber von Stande tragen hier in ihren Häusern selten Schuh und Strümpfe, sondern sie pflegen solche nur bey besondern Gelegenheiten anzuziehen. Ich habe sie öfters mit blossen Füssen in die Kirche, die dem Hause des Gouverneurs gegen über war, gehen, und durch Koth und Wasser waden sehen; worauf sie an der Kirchenthür Schuh und Strümpfe angezogen, und solche wieder ausgezogen haben, wann sie herausgiengen. Ohngeachtet sie insgemein artig

und wohlgebildet sind, so mahlen sich doch viele von denselben auf eine so lächerliche Art, daß man sich des Lachens unmöglich enthalten kan, wenn man sie zu Gesichte bekommt.

Der hiesige Gouverneur, war so viel wir erfahren konnten von Chili gebürtig. Das Gouvernement, welches von der dortigen Regierung besetzet wird, dauert drey Jahre, welches ihnen eine ziemlich lange Verbannung zu seyn scheinet, indem ihre Einnahme sehr klein ist, ohngeachtet sie solche auf alle Art zu vermehren suchen. Die Städte Castro und Chaco bestehen blos aus hin und her zerstreuten Häusern, ohne daß darinn eine ordentliche Straße anzutreffen wäre; ohngeachtet sie beyde ihre Märckte oder öffentlichen Plätze haben, dergleichen man fast in allen spanischen Städten antrifft. Chaco ist gar nicht viel bewohnt, ausgenommen zu der Zeit, wenn das Schiff aus Lima ankommt. Dann kommen sie aus allen Theilen der Insel hauffenweis dahin, um sich die Kleinigkeiten, die sie brauchen, zu kauffen; und sobald dieses geschehen ist, kehren sie wieder auf ihre Landhäuser, oder Meyerhöfe zurücke. Ungefehr in der Mitte des Decembers kam dieses Schiff an, und den zweyten Jenner 1742. schifften wir uns auf denselben ein. Es war nach Valparaiso bestimmt. Wir kamen mit grosser Gefahr in die See, indem wir durch

die

die Stärke der Fluth sehr nahe an die vorerwehnten versunkenen Klippen kamen. Das Meer war sehr hoch, und da das Schiff so tief war als ein beladenes Kohlenschiff, so wurde das Verdeck beständig mit Wasser belästiget. Es war ein sehr artiges Schiff von ungefähr zweyhundert und funfzig Tonnen. Das Holz, aus welchem die Schiffe in diesem Lande gebauet werden, ist vortreflich, wie sie denn auch eine ausserordentlich lange Zeit dauern, denn man sagte uns, daß das Schiff, auf dem wir uns befanden, schon vor vierzig Jahren gebauet worden sey. Der Capitain war ein Spanier, und hatte nicht die geringste Erfahrung auf der See; der zweyte Capitain, der Bootsmann und sein Gehülfe, waren alle drey Franzosen, und sehr erfahrne Seeleute. Der Steuermann war von Mulatto, und das übrige Schiffsvolk bestand aus Indianern und Negern. Die leztern waren alle Sclaven und herzhafte Leute; man ließ sie aber nicht in die Höhe, damit sie nicht über Bord springen konten, welches für die Herren ein großer Verlust gewesen seyn würde. Die Indianer waren muntere und lebhafte Leute, und sehr gute Matrosen für dieses Clima; Wir hatten das Haupt der Jesuiten, als einen Passagier an Bord. Er und der Capitain Cheap befanden sich in der großen Kajute, und speiseten mit dem Capitain und seinen Capellan. Wir aber

musten uns, wenn wir müde waren, die ganze Reise über oben auf dem Verdeck der Kajute behelfen, und in der freyen Luft schlafen, so gut wir konnten. Wir achteten es aber wenig, weil wir vorher oft weit schlimmere Fahrten gehabt hatten. Wir ließen uns wohl seyn, und aßen mit den zweyten Capitain und Bootsmann, welche allezeit oben auf dem Verdeck der Kajute ihre Mahlzeit hielten. Wir tranken Brandwein, wie das leichteste Bier, und rauchten den ganzen Tag Tobak.

Am fünften Tage sahen wir vier bis fünf Meilen südwärts von Valparaiso Land. Bald daran ward das Meer stille, worauf uns ein starker Westwind mit Gewalt nahe an das Ufer schlug. Wir ließen das Bley etlichemal fallen, fanden aber so tiefes Wasser, daß wir nicht ankern konnten. Jedermann war darüber sehr beunruhiget, als sich der Jesuit aus der Kajute heraus kam, und sich zum erstenmal sehen ließ, indem er die ganze Reise über, die Seekrankheit gehabt hatte. Sobald er von der Gefahr Nachricht bekommen hatte, gieng er in die Kajute zurücke, und brachte das Bild eines Heiligen heraus, und verlangte daß solches an den Mastbaum gehängt werden sollte. Als dieses geschehen war, fieng er an, demselben zu drohen, daß er es über Bord werfen wolle, wenn wir nicht alsobald guten Wind

bekämen. Bald darauf hatten wir etwas Wind; darauf der Jesuit sein Bild frohlockend wieder zu sich nahm, und uns versicherte, daß wir nicht lang ohne Wind seyn würden, ohngeachtet er sich selbst einige Zeit vorher, ehe solcher kam, für verlohren geachtet hatte. Am folgenden Morgen ließen wir uns in den Hafen von Valparaiso vor Anker. In diesen Theil, welcher dem Fort gegen über liegt, liegen die Schiffe so nahe am Lande, daß insgemein drey Anker am Ufer sind; es wehen auch die Winde mit solcher Heftigkeit von dem Gebürge her, daß die Schiffe gewis Schaden leiden würden, wenn man sie nicht auf diese Art sicher stellen könnte. Dieses geschiehet nur im Sommer, denn im Winter getrauet sich kein Schiff in diesen Hafen zu kommen. Denn alsdann wehet der Wind in Norden mit solcher Heftigkeit, daß nicht auszukommen ist.

Der spanische Capitain machte dem Gouverneur des Farts seine Aufwartung, und meldete ihm, daß er vier englische Gefangene an Bord habe. Wir bekamen Befehl Nachmittags am das Land zu kommen. Am Ufer wurden wir von einem Commando Soldaten mit aufgesteckten Bajoneten empfangen, die uns umgaben und uns in Begleitung einer großen Menge Leute in das Fort führten. Man brachte uns vor den Gouverneur, dessen Haus voll von Officiern war. Er

war blind, legte uns etliche wenige Fragen vor, und redete alsdann von nichts, als von der Stärke der Besatzung die er commandirte, und wollte von uns wissen, ob wir wahrgenommen hätten, daß auf der ganzen untern Batterie ehernes Geschütz stünde. Wir wurden alsobald auf seinen Befehl in das Gefängniß geführet. Daselbst war nichts, als eine Mauern, und ein Haufen Mist, der den dritten Theil dieses Gemachs einnahm, und mit einer so großen Menge Fliegen besezt war, daß wir augenblicklich von selbigen bedeckt wurden. Es lagen einige von des Admiral Pizarro Soldaten hier in Besatzung, welcher mit seiner Flotte zu Burnos Ayres angelandet war, weil er nicht um das Cap Horn segeln konnte. An unserer Thür stund ein Wachhauß, und wir hatten immer einen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonet bey uns, der uns bewachen muste, damit wir nicht herausgiengen. Die Neubegierde des Volkes war so gros, daß unser Gefängniß beständig, vom Morgen bis am Abend, mit Leuten angefüllt war, welches den Soldaten sehr viel eintrug, massen sie niemand umsonst erlaubten, uns zu sehen. Etliche wenige Tage darauf bekam der Capitain Cheap Ordre, sich nebst Herrn Hamilton nach St. Jago zu verfügen, Herr Campbell aber und ich musten in Arrest bleiben. Der Capitain Cheap war sehr unzufrie-

den

den darüber, daß er uns erlassen sollte. Er sagte mir, er habe dieses schon lange befürchtet, daß man uns von einander trennen würde, wenn wir in dieses Land kämen. Doch gab er mir die Versicherung, daß er, wenn er die Erlaubniß erhalten würde, mit dem Capitain zu reden, nicht unterlassen wolle, für mich zu bitten, daß ich zu ihm kommen dürfte. Sie waren kaum abgereiset, so gieng es uns sehr schlimm. Ein gemeiner Soldat, welcher uns auf Befehl des Gouverneurs versorgen muste, brachte einem jeden von uns, des Tags einmal, etwas weniges Potaten in Wasser. Solches sahen die andern Soldaten von der Besatzung und auch andere Leute, die Haufenweis kamen, um uns zu sehen, und sagten zu dem Soldaten, daß es grausam sey, uns auf eine solche Art zu begegnen. Seine Antwort war: der Gouverneur giebt mir nur einen halben Real des Tags für einen jeden von diesen Gefangenen; was soll ich also thun? Niemand ist zu tadeln als er. Ich ärgere mich allezeit, so oft ich ihnen das elende Essen bringe, ohngeachtet ich ihnen kaum dieses, für das für sie bestimmte Geld schaffen kan. Von dieser Zeit an, gieng es uns besser: und der Soldat brachte uns bessere Speisen und auch Wein. Wir hielten es also für ausgemacht, daß die Sache dem Gouverneur vorgetragen worden sey, und

daß er beschlossen habe, mehr für uns zu bezahlen. Was das erstere anbelanget, hatten wir auch recht geurtheilet. Man hatte ihm vorgestellet, daß wir unmöglich von dem, was er zu unsern Unterhalte bestimmt hätte, leben könnten. Allein er gab zur Antwort, daß wir seinetwegen erhungern könnten; von ihm würden wir gewis nicht mehr bekommen, zumal da er nicht glaubte daß ihm das wenige werde wieder ersetzet werden. Diese liebloſe Rede des Gouverneurs wurde überall bekannt gemacht; und von dieser Zeit an, schenkte uns fast ein jeder, der uns besuchte, etwas; sogar die Mauleseltreiber zogen ihre Tabakbeutel heraus, in den sie ihr Geld hatten, und gaben uns einen halben Real. Alles dieses hätten wir gerne unserm Soldaten gegeben, allein er wollte nicht einen Heller von uns nehmen, indem er sagte, wir würden unser Geld vielleicht selbst noch gebrauchen können; und die währende Zeit, daß wir hier waren, welches einige Wochen austrug, wendete er täglich die Helfte seines Soldes zu unsern Unterhalt an, ohngeachtet er selbst ein Weib und sechs Kinder hatte, und sich nicht die geringste Hofnung machen konnte, daß wir je Gelegenheit haben würden, es ihm wieder zu vergelten. Indessen hatte ich doch zwey Jahre darnach das ausserordentliche Vergnügen, ihm seine Freundschaft einiger massen wieder zu ver-

gel-

gelten, da meine Umstände etwas besser waren, als gegenwärtig. Wir spührten einst in der Nacht, da wir schon eingesperrt waren, einen heftigen Stoß von einem Erdbeben, und erwarteten alle Augenblick daß die Wände und Decke unsers Gefängnisses einfallen und uns zertrümmern würde. Unser Schrecken wurde vermehret, durch das Geräusche der Ketten und Flüche, die wir in dem nächst an unser Gemach stossenden Gefängniß höreten, worinn beynahe siebenzig Diebe in Ketten und Banden sassen, welche hier eben so gehalten werden, an den Festungswerken zu arbeiten, wie man sie an andern Orten auf die Galeeren verdammt. Etliche Tage darauf gab man uns Nachricht, daß der Gouverneur von dem Präsidenten Befehl bekommen habe, uns nach St. Jago zu schicken, so neunzig Meilen von Valparaiso entfernt, und die Hauptstadt von Chili ist. Es waren damals verschiedene Schiffe von Lima in dem Hafen, welche ihre Waaren ausluden; so daß fast alle Tage etliche Mauleſel mit Gütern gepackt nach St. Jago giengen. Der Gouverneur ließ einen von diesen Mauleseltreibern hohlen, und befahl ihm, uns mit sich zu nehmen. Der Mann fragte, wer die Kosten für uns bezahlen sollte, indem er fünf Tage unterwegs seyn würde. Der Gouverneur antwortete ihm, er möchte eben sehen, wie er zu seinem Gelde käme, denn er würde

ihn nicht einen Heller für uns bezahlen. Nachdem wir von unsern freundlichen Soldaten Abschied genommen hatten, machten wir uns auf den Weg, und reiseten den ersten Tag ungefähr vierzehen Meilen. Die Nacht brachten wir auf freyem Felde zu, welches diese Leute insgemein zu thun pflegen, indem sie allemal an den Orte liegen bleiben, wo sie eine gute Weide und gute Wasser für ihre Mauleſel antreffen. Den folgenden Morgen giengen wir über ein sehr hohes Gebürge, so Zapatac hieß. Dann gieng der Weg über eine große Ebene, und dann abermals über ein Gebirge, welches für die Mauleſel, von denen ein jeder zwo schwere Bürden hatte, etwas sehr beschwerliches war. Es waren ihrer diesesmal über Hundert auf dem Wege. Die Mauleſel von Chili sind die schönsten in der Welt; und ohngeachtet sie beständig auf der Strasse sind, und weiter nichts zu fressen bekommen, als was sie zu Nachts finden, so sind sie doch so fett und schön, als die besten Pferde in England. Die vierte Nacht lagen wir auf einer Ebene, und hatten St. Jago im Gesichte, und waren nicht über vier Meilen davon entfernet. Am folgenden Tage, als wir uns wieder auf den Weg nach der Stadt zu machten, gab mir unser Mauleſeltreiber, der ein liebreicher Mann war, und uns auf dem Wege alles gute erwiesen hatte, ganz

ernst-

ernsthaft den Rath, daß ich ja nicht zu St. Jago bleiben sollte, woselbst, wie er sagte, nichts als Muthwillen und Bosheit herrschete, sondern ich sollte mit ihm, als ein Mauleseltreiber weiter gehen, welches Handwerk ich, wie er hinzusetzte, bald begreiffen würde. Diesem fügte er noch bey, daß sie ein sehr unschuldiges und glückseliges Leben führten, welches allen Lustbarkeiten, die mir eine so große Stadt geben könnte, als die vor uns liegende, weit vorzuziehen wäre. Ich dankte ihm, und sagte, daß ich ihm für seinen Rath sehr verbunden sey; ich wollte es aber zu erst in der Stadt versuchen, und alsdann, wenn sie mir nicht gefiele, sein Anerbieten mit Dank annehmen. Ich brachte ihm aber diese hohe Meinung von mir dadurch bey, weil ich, zur Erwerbung seiner Freundschaft gegen uns, manchmal diejenigen Maulesel, die sich auf den großen Ebenen, von den andern entferneten, zusammentrieb. Ich hielte dieses um so viel mehr für meine Schuldigkeit, weil ich sonst nicht im Stande war, seine Höflichkeit gegen uns, zu erwiedern.

Nachdem wir nach St. Jago gekommen waren, übergab uns der Mauleseltreiber dem Capitain von der Wache an dem Thor des Pa-, lastes, welcher uns gleich darauf zu dem Präsidenten Don Joseph Manso führte, der uns sehr gütig aufnahm, und uns sodann in eben das Haus

schickte,

schickte, wo sich der Capitain Cheap nebst Herrn Hamilton aufhielte. Sie waren in dem Hause eines Schottländischen Arztes, der Don Patricio Gedd heist, ausserordentlich gut logieret. Dieser Mann befand sich schon sehr lang in dieser Stadt, und wurde von den Spaniern sowohl wegen seiner Geschicklichkeit in der Arzneykunst, als wegen seiner andern guten Eigenschaften, sehr hoch gehalten. Er hatte kaum gehöret, daß einige englische Gefangene in diesem Lande angekommen wären, so gieng er zu den Präsidenten und bat ihn, daß er ihnen in seinem Hause eine Wohnung anweisen sollte. Dieses wurde ihm bewilliget; und wir würden nicht besser aufgehoben gewesen seyn, wenn wir auch seine leiblichen Brüder gewesen wären. Die zwey Jahre, die wir bey ihm zubrachten, war er beständig darauf bedacht, uns alles nur mögliche Vergnügen zu schaffen. Wir waren sehr unruhig, wenn wir an die Unkosten dachten, die wir ihm machten; Allein er wollte durchaus von diesen Punct nicht mit sich reden lassen. Und daß ich den Character dieses Mannes mit kurzen Worten schildere, so muß ich sagen, daß er der leutseligste und menschenfreundlichste Mann von der Welt gewesen ist. Zwey bis drey Tage nach unserer Ankunft ließ der Präsident Herrn Campbell und mich zur Tafel laden, woselbst wir den Admiral Pizarro

mit allen seinen Officiern antrafen. Dieses war ein erschrecklicher Streich für uns, weil wir keine Kleider anzuziehen hatten, und doch diese Einladung nicht abschlagen durften. Am folgenden Tag kam ein spanischer Officier, der zu des Admirals Pizarro Geschwader gehörte, der Don Manuel des Cuirer ist. Dieser bot uns zwey tausend Thaler an. Dieses Anerbieten machte uns dieser grosmüthige Spanier, ohne daß er sehen konnte, wie wir ihm das Geld iemals wieder würden bezahlen können; er that solches blos aus Mitleiden, und um uns aus unserer gegenwärtigen Noth zu helfen. Wir dankten ihm für seine Grosmuth auf das verbindlichste, nahme aber nicht mehr als sechs Hundert Thaler von ihm an, und zwar gegen einen Schein, daß ihm der englische Consul zu Lisabon diese Summe wieder auszahlen sollte. Wir konnten uns nun, nach der spanischen Mode, auf eine anständige Art kleiden; wir bekamen auch auf unser Ehrenwort die Freyheit, hin zu gehen, wo wir wollten.

Diese Stadt liegt 33. Grad und 30. Minuten, südlicher Breite, an den westlichen Fuß der unermeßlichen Kette von Gebirgen, so die Cordillerie genennet wird. Sie stehet auf einer ungemein angenehmen Ebene, die über dreyßig Meilen im Unfang hat. Der Stifter dieser Stadt war Don Petro de Baldinia, welcher Chili er-

obert hat. Er legte die Stadt, wie Lima, in Vierecken an. Fast jedes Haus, worinnen ein Mann von Stande wohnet, hat vornen einen großen Hof mit Thoren, und hinten einen Garten. Durch jede Straße fließet ein kleiner Bach, der niedlich mit Steinen eingefaßt ist. Mit denselben können sie die Gaßen abkühlen, oder ihre Gärten wässern, so oft sie wollen. Die ganze Stadt ist ausserordentlich gut gepflastert, ihre Gärten sind mit den schönsten Pomeranzenbäumen, und allen Arten von Blumen angefüllt, deren Geruch sich in den Häusern, ja in der ganzen Stadt ausbreitet. Ungefehr in der Mitte stehet das große Viereck, so Placa Real oder Königs-Platz genennet wird. Auf der Abendseite stehet die Hauptwache und des Bischofs Pallast; auf der Nordseite ist der Pallast des Präsidenten, der königliche Gerichtshof, das Rathhauß, und das Gefängniß, die Seite gegen Mittag hatte unten Kramläden und oben eine Gallerie auf welcher man den Ochsengefechte zu sehen kan. Auf der Morgenseite stehen lauter grosse Häuser, die von lauter Standspersonen bewohnet werden. In der Mitte ist eine große Fontaine mit einem ehernen Becken. Die Häuser haben insgemein nur einen Boden von Erde, wegen der häufigen Erdbeben: doch sehen sie sehr gut aus. Die Kirchen sind reich vergoldet und haben viel Gefäße

fässe von Silber. Die Jesuiterkirche wird für ein Meisterstück in der Baukunst gehalten, doch ist sie für ein Land, das so häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, und wo öffters mehr als Tausend Personen auf einmal von der Erden verschlungen worden sind, viel zu hoch gebauet. An dem östlichen Ende der Stadt ist ein Hügel, oder vielmehr ein grosser Felsen, St. Lucia genannt, auf dessen Spitze man die ganze Stadt, und die umher liegenden Gegenden, auf viele Meilen übersehen kan, welches eine sehr reizende Aussicht ist. Ihre Landhäuser oder Meyerhöfe sind sehr angenehm und haben insgemein ein artiges Lustwäldlein von Olivenbäumen, nebst grossen Weingärten. Der Wein von Chili ist, nach meiner Meinung eben so gut, als der Moderawein. Derselbe wird hier in so großer Menge gebauet, daß er sehr wohlfeil ist. Der Erdboden ist in diesem Lande so fruchtbar, daß sich die Landleute wenig Mühe damit geben dörfen; denn sie kratzen denselben nur etwas auf, und dann träget er ohne alle Düngung hundertfältig. Der Waitze von Chili ist ausser Streit der feineste von der Welt, und die Früchte sind alle vortreflich in ihrer Art. Die Ochsen und Schöpse sind so wohlfeil, daß man eine gute Kuh um drey Thaler, und ein fettes Schaaf um zween Schillinge haben kan. Ihre Pferde sind ausserordentlich gut; und ohngeachtet

achtet einige derselben sehr theuer sind, so kan man doch ein gutes Pferd um vier Thaler oder um achtzehen Schillinge nach unsern Geld haben. Es muß schon ein armer Indianer seyn, der nicht vier bis fünf Pferde hat; wie denn auch die Einwohner von Chili, die besten Reuter von der Welt sind; welches auch kein Wunder ist, weil sie keine hundert Schritte zu Fuß zu gehen pflegen. Sie haben allezeit ihr Laso an ihrem Sattel hängen; und dieser Laso ist ein langer Riemen von Leder, an dessen Ende sie eine Schlinge machen. Dieses Instrument thut ihnen eben die Dienste, als die besten Waffen. Denn damit sind sie im Stande ein Pferd, oder einen wilden Ochsen, in vollem Lauf zu fangen. Ihre Pferde sind dazu schon abgerichtet; denn so bald sie merken, daß die Schlinge zugezogen ist, indem das eine Ende an dem Sattel befestiget ist, so bleibet das Pferd so gleich stehen, und wirft das solchergestalt gefangene Thier zu Boden, worauf der Jäger solches entweder verwundet, oder sonst in Sicherheit bringt, wie er will. Diese Leute sind so geschickt, daß sie einen Handschuh oder ein Schnupftuch von dem Erdboden aufheben können, wenn ihr Pferd in vollem Lauf ist; ich habe gesehen daß sie auf den Rücken der wildesten Ochsen gesprungen sind, und daß diese Thiere, sie mit aller Gewalt nicht haben abwerfen können. Dieses Land

bringt alle Arten von Metallen, man findet Gold, Silber, Eisen, Zinn, Bley und Queckſilber daſelbſt; einige von dieſen Metallen aber, beſonders das Queckſilber wiſſen ſie nicht zu verarbeiten. Sie verſehen ganz Peru mit Kupfer, und ſchicken auch einen guten Theil nach Europa. Das Clima iſt, wie ich glaube, das angenehmſte in der Welt. Das was ſie Winter nennen dauert nicht drey Monate; und ſelbſt dieſer iſt ſehr mäßig, wie aus ihrer Art zu bauen abzunehmen iſt, maſſen ſie keine Kamine in ihren Häuſern haben. Der ganze übrige Theil des Jahrs iſt ſehr angenehm; denn ohngeachtet es von zehen bis eilf Uhr an des Morgens, bis um fünf Uhr Nachmittags ſehr heiß iſt: ſo ſind doch die Morgen und Abend ſehr kühl und angenehm; und in der heiſſeſten Zeit pflegen die Einwohner dieſes Landes von ſechs Uhr Abends, bis ein, zwey oder drey Uhr des Morgens zuſammen zu kommen, und ſich mit der Muſik und andern Ergötzlichkeiten zu beluſtigen, bey welcher Gelegenheit viele kühlende Getränke gebraucht werden, maſſen ſie von der benachbarten Cordilleri genugſam mit Eis verſorget werden. Bey dieſen Verſammlungen werden mancherley Intriguen geſpielet; denn ſie denken das ganze Jahr hindurch an nichts, als an ſolche Dinge. Die Weibsperſonen tanzen unnachahmlich ſchöne, und ſind ſehr reitzend.

Sie haben alle von Natur ein musicalisches Gehör, und die meisten haben eine angenehme Stimme, auch können sie alle auf der Zitter und Harpfe spielen. Die letztere scheinet anfänglich ein sehr unschickliches Instrument für eine Weibsperson zu seyn: allein über dieses Vorurtheil ist man bald hinweg, indem sie alle andere Völker in der Kunst auf derselben zu spielen, übertreffen. Sie sind ausserordentlich höflich und leutselig; und wenn man sie bittet, daß sie spielen, tanzen, oder singen sollen, so thun sie solches ohne Weigerung augenblicklich, und mit der besten Art von der Welt. Sie haben verschiedene Figurtänze. Die Weibspersonen sind ausnehmend schön, und sehr ausschweifend in ihrer Kleidung. Ihr Haar, welches unbeschreiblich dick ist, tragen sie, so lang es ist, ohne daß sie sonst andere Zierrathen auf dem Kopf hätten, als einige Blumen; sie flechten es hinten in vier Zöpfe, und winden es um eine Haarnadel, welche an jedem Ende eine Diamantrose hat. Ihre Hembden sind über und über mit Spitzen besetzt; und über denselben tragen sie eine nette Weste. Ihre Röcke sind vorne offen, und sind insgemein mit drey Reihen reicher Spitzen von Gold oder Silber besetzt. Im Winter haben sie einen Oberrock von Gold- oder Silberzeuch: im Sommer aber von den feinesten Brabanter Spitzen besetzt. Die Ermel derselben

sind unermeßlich weit. Ueber alles dieses tragen sie bey kaltem Wetter einen Mantel von Boy, der die schönsten Farben hat, und reich mit Spitzen besetzt ist. Wenn sie ausgehen, tragen sie einen Schleyer, welcher so gemacht ist, daß man nur ein Auge sehen kan. Ihre Füsse sind sehr klein, und sie bilden sich darauf eben so viel ein als die Chineser. Ihre Schuhe sind vorne nicht spitzig sondern zugeschnitten. Sie tragen seidene Strümpfe und goldene und silberne Uhren, und laßen gerne ein gesticktes Band unter den Rock vorhängen. Ihre Brust und Schultern ist sehr entblößet; und ihre ganze Gestalt kan man aus der Art, wie sie sich kleiden erkennen. Sie haben schöne, schwarze Augen, sind witzig, leutselig und sehr zur Gallanterie geneigt.

Aus der Beschreibung eines einigen Hauses wird man sich leicht eine Vorstellung von den übrigen machen können. Man kommt zu erst in einen großen Hof, in dem an der einen Seite der Stall ist, dann kommt man in einen Saal. Auf der einen Seite desselben ist ein geräumiges Zimmer, das ungefähr zwanzig Schuh breit, und fast vierzig Schuh lang ist. Die Seite zu nächst an dem Fenster ist der Ort zum setzen: Dieser ist eine fünf bis sechs Zoll hohe Erhöhung, die mit Teppichen und Küßen von Sammet für die Frauenzimmer zum sitzen bedeckt ist, welche, wie die

Mohren, mit creutzweiß übereinander gelegten Füßen zu sitzen pflegen. Die Sessel für die Mannspersonen, sind mit gemahlten Leder überzogen. Zu Ende dieses Ortes zum Setzen, ist ein Alcove, worinnen das Bett stehet. Die Bettücher hängen stark heraus, und sind reich mit Spitzen besezt, wie auch die Kopfküssen. Sie haben eine heimliche Thür zu dem Alcove die bisweilen sehr gute Dienste thut. Ausserdem trifft man zuweilen zwey andere Zimmer an, die an einander stossen. Die Küche und die andern nothwendigen Gemächer sind von dem Hause entfernet, entweder auf der einen Seite, oder zu Ende des Gartens.

Die Frauenzimmer haben gerne Mulatto Sclavinnen, die fast eben so gekleidet sind, wie sie selbst, nur daß sie keine Jubelen tragen, womit sie gleichsam bedeckt sind. Des Tags trinkt man zweymal Paraguay-Thee. Dieser wird auf einem großen Servisteller von Silber, der auf vier Füßen stehet, aufgetragen. Auf denselben stehet ein kleiner Becher, der aus kleinen Gurken gemacht, und mit Silber eingefasst ist. In diesen Becher wird der Thee, und so viel Zucker gethan, als sie wollen, und etwas Pomeranzen-Saft. Dann giessen sie heisses Wasser darauf, und trinken solchen unmittelbar darauf, durch ein langes Rohr von Silber, an dessen Ende ein

runder Seiher ist, damit das Kraut nicht mit durchgehen kan. Es wird hier für eine grosse Höflichkeit gehalten, daß das Frauenzimmer zu erst zween bis drey Züge aus der Röhre thut, und sie sodann den Freunden giebt, ohne sie abzuwischen.

Alles was sie essen, wird so stark mit rothen Pfeffer gewürzet, daß diejenigen die es nicht gewohnt sind, bey den ersten Bissen glauben, daß Feuer im Halse sey, welches sie eine Stunde lang empfinden. Hier ist die Gewohnheit, daß, wenn man gleich Speise genug auf seiner eigenen Tafel hat, doch zwey bis drey Mulatto-Mädgens zur Zeit der Mahlzeit kommen, und auf einem silbernen Teller, etwas von so stark gewürzten Speisen bringen, und ein Compliment von dieser oder jener Donna ausrichten, mit der Bitte, man möchte etwas davon essen; welches noch in Gegenwart der Sclavin geschehen muß, weil es ausserdem für eine große Beschimpfung würde gehalten werden. Wäre diese Gewohnheit zu Chiloe eingeführt gewesen, so würden wir es gewis niemand abgeschlagen haben; Hier aber wünschten wir manchmal das diese Ceremonie nicht eingeführt seyn möchte.

Der Präsident lud keinen von uns zum zweytenmal zu seiner Tafel ein, er erwartete uns alle vierzehen Tage, bey seinem Aufstehen. Wir un-

verliessen dieses niemals; er empfieng uns auch allezeit mit grosser Höflichkeit. Er war ein Mann von einem sehr lobenswürdigen Character, und wurde von iedermann in Chili sehr hoch geachtet. Kurz nach unserer Abreise, wurde er Vicekönig in Peru.

Wir hatten die Erlaubniß, wenn wir darum anhielten, zehen bis zwölf Tage in dem Lande herum zu reisen. Wir reiseten auch manchmal auf ein sehr angenehmes Landgut, das dem Don Joseph Dunose, einem Französischen Edelmann zugehörte. Dieser war ein sehr leutseliger und artiger Mann der zu St. Jago ein schönes und reiches Frauenzimmer geheyrathet hatte. Wir wurden auch manchmal von den Spaniern auf ihre Landhäuser eingeladen, wie wir denn in dieser Stadt eine sehr grosse Bekanntschaft hatten, und sehr viel Höflichkeit von den Einwohnern genossen. Es haben sich viele Leute vom Stande, und sehr guten Familien aus Altspanien hier nieder gelassen. Zu nächst an uns wohnte eine Dame, die Donna Francisca Giron hieß; und da mein Name einigermassen mit dem ihrigen übereinkam, so behauptete sie, daß wir Verwandte wären. Sie hatte eine Tochter ein sehr schönes junges Frauenzimmer, die sehr schön spielen und singen konnte. Man hielt sie für die beste Sängerin zu St. Jago. Sie hatte immer starke

Gesell-

Gesellschaft in ihrem Hause, und wir waren ihr allzeit willkommen, so oft wir zu ihr kamen. So lange wir uns auch in diesem Lande aufhielten, so brachten wir doch unsere Zeit auf die angenehmste Art zu. Der Präsident allein fährt mit einem Pferd an seinem Wagen; Das gemeinste Fuhrwerk aber ist eine Art einer Chaise, die von einem eintzigen Maulesel gezogen wird. Die gemeinste Lustbarkeit hier ist das Stiergefecht; und nie habe ich etwas dergleichen in Lisabon oder an einem andern Orte in der Welt gesehen, daß damit zu vergleichen wäre. Man muß in der That über die Geschicklichkeit und Behendigkeit derjenigen, welche die Ochsen angreiffen, erstaunen. In ein solches Gefecht lassen sich aber keine andere Personen, als solche ein, die es gleichsam als ein Handwerk treiben: denn für andere ist diese Lust zu gefährlich; denn wenn auch manchmal einige länger dauern, als andre, so hat man doch bemerket, daß wenige von denen, die dieses Handwerk lange Zeit getrieben haben, eines natürlichen Todes gestorben sind. Die Stiere sind allemal die wildesten, die man nur auf den Gebürge, oder in den Wäldern finden kan; sie haben auch nichts an den Hörnern, wie die zu Lisabon; daher sie einen Mann, gleich auf den ersten Stoß, der trift, töden können. Ich habe einen Mann gesehen, der, so bald der Ochse mit der grösten

Wuth auf ihn zukam, über seinen Kopf wegsprang. Diesen Luftsprung versuchte er nachgehends noch etlichemal, und endlich sprang er auf seinen Rücken, und blieb eine geraume Zeit auf demselben sitzend, ohngeachtet der Ochse alle nur mögliche Mühe anwendete, um ihn herab zu schmeissen. So glücklich dieser Mann war, so trugen sich doch, weil wir hier waren verschiedene traurige Fälle zu. Die Frauenzimmer sind bey dergleichen Festen insgemein so schön angezogen, als es nur immer möglich ist; wie sie denn auch, wie ich vermuthe, mehr in der Absicht dabey erschienen, um bewundert zu werden, als ein Vergnügen an einem solchen Schauspiel zu haben, welches mehr fürchterlich, als ergötzend ist. Eine andere Lustbarkeit für die Frauenzimmer hier sind die Nächte ihrer großen Proceßionen, wobey sie im Schleyer erscheinen; und weil man sie solchergestalt nicht kennet; so belustigen sie sich damit, daß sie mit verschiedenen Leuten, fast auf eben die Art reden, wie es bey unsern Masqueraden gewöhnlich ist. Als ich einst in der Fastenzeit nahe an den Häusern stand, wo die Proceßion vorbey gieng, und nichts, als eine dünne Weste unter meinen Mandel anhatte, und ungefähr einen Arm ausstreckte, kam ein Frauenzimmer auf mich zu, und gab mir einen so freundlichen Zwick, daß ich glaubte sie würde ein Stück da-

von mit sich nehmen, und in der That hatte ich das Merkmal lange Zeit davon. Ich durfte mir nicht das geringste merken lassen; denn wenn ich mich im geringsten gerühret hätte, so hätte ich eines für den Kopf bekommen. Dieses gütige Frauenzimmer mengte sich alsobald wieder unter das Volk, und ich konnte niemals erfahren, wer mir diese Gnade angethan hatte. Ich habe funfzig bis sechzig Busübende bey dieser Procession gesehen. Sie tragen ein langes weißes Kleid mit einem langen Schlepp und hohen Kappen daran, die über das Angesicht gehen, solches bedecken, und nur zwey Löcher haben, daß man durch sehen kan. Daher man sie niemals erkennen kan. Ihr Rucken ist blos, und sie peitschen sich so lange bis ihr langer Schlepp über und über mit Blut bedeckt ist. Andere folgen ihnen nach, und schleppen grosse schwere Creutze auf ihren Rucken; unter deren Last sie oft jämmerlich seufzen, indem sie baarfuß gehen, auch oft in Ohnmacht fallen. Die Strassen wimmeln von Mönchen aus allen Orden. Der Präsident hat an seinem Pallast allezeit eine Wache, die ordentlich gekleidet ist. Der Reiß ihrer Trouppen, bestehet aus Landmiliz, die unzählbar ist.

Alle Europäische Waaren sind sehr theuer. Von dem englischen Tuch, wovon die Elle vierzehen bis funfzehen Schilling ordentlich kostet, wird

die Elle für zehen bis eilf Thaler verkaufft; und so verhält sichs nach Proportion auch mit den übrigen Waaren. Wir trafen verschiedene Spanier hier an, welche der Commodore Anson gefangen bekommen hatte, und der einige Zeit lang am Bord des Centurio gewesen waren. Sie konnten nicht genug rühmen, wie wohl sie daselbst gehalten worden; es ist auch leicht zu erachten, daß wir die gute Begegnung, die uns hier wiederfuhr, hauptsächlich aus diesem Grunde herzuleiten hatten. Sie hatten vorher nichts als Freybeuter und Seeräuber unter sich gehabt, welche mit ihren Gefangenen sehr grausam umgiengen: daher sich die Spanier sowohl in Peru als Chili sehr von den Engländern fürchteten. Einige von ihnen aber erzählten uns, daß sie am Bord des Centurio so glücklich gewesen wären, daß sie sich gar nichts würden daraus gemacht haben, wenn sie der Commodore mit nach England genommen hätte.

Nachdem wir eine Zeitlang hier gewesen waren, veränderte Herr Campbell seine Religion, und verließ uns folglich. Nach Verlauf von zwey Jahren ließ uns der Präsident ruffen, und gab uns Nachricht, daß ein Französisches Schiff von Leina nach Spanien segelfertig sey; solches liege zu Valparaiso vor Anker; und daselbst sollten wir uns einschiffen. Nachdem wir von

unsern

unserm guten Freund, Herrn Gedd und von unsrer ganzen Bekanntschaft zu St. Jago Abschied genommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach Valparaiso; indem bereits für Maulesel und für einen Führer für uns gesorgt war. Ich habe vergessen vorhin anzumerken, daß den Capitain Cheap von den Präsidenten des Tags sechs Realen uns aber vier zu unserm Unterhalte, so lange wir zu St. Jago waren, ausgesetzet worden, welches Geld wir erheben konnten, wenn wir es brauchten. Unsere Ruckreise war viel angenehmer als diejenige gewesen, da wir hieher kamen, weil wir keine Esel zu treiben hatten. Die erste Person, die ich bey unserer Ankunft zu Valparaiso antraf, war jener arme Soldat, der uns, wie ich oben schon erwähnet habe, damals so viele Freundschaft erwies, als wir in der Festung gefangen lagen. Ich machte ihm gegenwärtig ein kleines Geschenke, welches ihm, da es so unverhoft kam, sehr glücklich machte. Wir hielten uns bis die Schiffe zur Abreise segelfertig waren, in der Stadt auf, und machten uns, nach eigenen Belieben, allerley Vergnügen, indem wir so glücklich waren, daß wir diesesmal nichts mit den Gouverneur und der Festung zu schaffen hatten. Die Stadt ist weiter nichts, als ein armseliger kleiner Ort, der nichts merkwürdiges hat, als einige gute Vorrathshäuser, welche an der Wasser-

seite

seite stehen, woselbst die Schifsladungen aufbewahret werden können.

Ungefähr den 20. December 1744. giengen wir an Bord der Fregatte Lys, welche nach St. Malo bestimmt war. Dieselbe war ein Schiff von vier hundert und zwanzig Tonen, sechzehen Canonen und sechzig Mann. Dieses Schiff hatte verschiedene Passagiers am Bord, und unter andern auch den Don George Juan, einen sehr geschickten Mann, der nachgehends in England wohl bekannt worden ist, und sich mit den Don Antonio Ulloa verschiedene Jahre in Peru aufgehalten hat, um einige Grade des Meridian, nahe an dem Arquator, zu messen. Wir richteten gegenwärtig unsere Reise auf Conception zu, um daselbst zu drey andern französischen Schiffen zu stossen, welche allenfalls nach Hause reisen wollten. Wir kamen in der Bay von Conception erst den 6. Jenner 1745 an, wo wir zu Talcaguana ankerten, und daselbst den Ludwig Erasmus, den Marquis d' Antin, und die Delivrance der drey französischen Schiffe antraffen, die wir begleiten sollten. Von Valparaiso nach Conception werden nur sechzig Meilen gerechnet; und doch musten wir, wegen des Sudwindes so lange unterwegs seyn. Die Bay von Conception ist gros und schön; Allein es sind in derselben sehr viele feuchte Oerter, und nur zween gute Ankerplätze, ohngeach-

geachtet ein Schiff nur eine Viertels-Meile vor der Stadt vor Anker liegen kan; welches aber nur in den guten Monaten geschehen kan, weil man dem Winde gar sehr ausgesetzet ist. Der beste Ankerplatz ist Talcaguana, woselbst man fünf bis sechs Klafter tief Wasser, einen guten Grund, und Sicherheit von den Nordwinden hat. Die Stadt hat keine andere Befestigung als eine niedrige Schanze, welche allein den, vor derselben liegenden Ankerplatz zur Beschützung dienet. Das Land ist ausserordentlich angenehm, und ist mit allen Nothwendigsten in grösstem Ueberfluße versehen. Wir machten täglich einige kleine Spazierreisen, und trafen bey dieser Gelegenheit sehr viele und große Schlangen an; die aber wie man uns sagte, niemand etwas zu leide thaten. Ich habe in einigen Nachrichten von Chili, die von den Jesuiten herkamen, gelesen, daß daselbst kein giftiges Thier anzutreffen sey; ja daß sie sogar, um in der Sachen gewis zu werden, einige giftige Thiere dahin gebracht, welche aber augenblicklich umkamen. Ich habe aber nie in einem Lande so viele Jesuiten angetroffen als zu St. Jago. Man findet eine grosse Spinne daselbst, deren Stich so giftig ist, daß ich in meinem Leben dergleichen abscheulichen Anblick nicht gesehen habe, als sie verursachen, wenn sie iemand stechen; ja ihr Stich ist unfehlbar tödtlich, woferne man nicht bedacht

dacht ist, die gehörigen Gegenmittel bey Zeiten dagegen zu brauchen. Ich wurde einsten im Schlaf von einem solchen giftigen Thier in den Backen gestochen; und gleich darauf wurde dieser Theil meines Gesichtes, so schwarz, wie Dinte. Ich wurde aber mit einer gewißen Art eines blauen Steins wiederum geheilet, welches vielleicht eben derjenige Stein ist, den man in Ostindien den Schlangenstein nennet, und der eine Composition ist. Der Stein blieb eine Zeitlang fest an meinen Gesichte hängen, und da er herab fiel, wurde er in Milch geleget, bis er den Gift verlohren, den er herausgezogen hatte, und dann wurde er abermals applicirt bis der Schmerze nachgelassen hatte; bald darauf aber war ich völlig wiederum wohl. So lange die Schiffe zur Conception vor Anker lagen, war das Schiffsvolk beschäftiget, Vieh zu tödten, und es zum Gebrauch auf der Reise einzusalzen. Auch nahm jedes Schiff, so viel Ochsen und Schaafe mit am Bord, als man unterbringen konnte. Nachdem sie ihre Geschäfte hier zu Ende gebracht hatten, segelten wir den 27. Jenner ab. Ungefähr acht Tage darauf bekam unser Schiff vornen ein sehr gefährliches Loch. Dasselbe war aber so tief unten, daß es unmöglich verstopft werden konnte ohne in den Hafen zurück zu kehren, und solches daselbst auszuladen, damit man zu den beschädigten Ort kommen konnte.

Wir trenneten uns also von den übrigen Schiffen, und eilten so gut wir konnten nach Valparaiso zurücke wir musten aber alle, auch sogar die Passagiers, Tag und Nacht an der Pumpe bleiben. Indessen war dieser Umstand für unser Schiff, ein großes Glück, indem die drey andern verlohren giengen, welches den unserigen ohne zweifel auch würde wiederfahren seyn, wenn es bey ihnen geblieben wäre. So bald wir in den Hafen kamen, wurde das Schiff vorne ausgeladen. Man kam zu dem Loch, welches bald verstopft wurde. Unsere Leute eilten so viel als möglich war, das Wasser wieder zu ergäntzen. Weil wir zu Valparaiso waren, spührten wir einen so heftigen Stoß von einem Erdbeben, dergleichen wir vorhero niemals empfunden hatten. Am ersten Merz machten wir uns wieder auf den Weg, weil es schon ziemlich spät war, das Cap Horn zu paßiren; den folgenden Tag wurde ausgemacht, daß ein jeder des Tags eine Maas Wasser haben sollte, welches die ganze Reise über so gehalten wurde. Wir sahen uns genöthiget lange Zeit gegen Westen zu zusegeln. Am 25sten in der Breite von 46 Graden hatten wir von Westen her einen sehr starken Wind, der uns nöthigte das grosse Segel zusammen zu rollen, und einige Tage stille zu liegen. Wir hatten auch, ehe wir um das Cap herum kommen konnten, sehr viele starke

Winde,

Winde, eine sehr stürmische See, und sehr viel Schnee; es war uns auch, weil wir das angenehme Clima von Chili gewohnt waren, die Kälte fast unerträglich. Nachdem wir das Cap paßirt hatten, gieng unsere Reise gegen Norden zu ganz langsam vor sich. Den 27 May paßirten wir die Linie; und als wir sahen daß unser Wasser ziemlich zusammen gieng, so daß wir uns mit denselben Europa nicht zu erreichen getraueten, entschloßen wir uns zu Martinique frischen Vorrath mit zu nehmen. Den 29 Junius des Morgens bekamen wir die Insel Tobago zu Gesichte, und am ersten Julius hoffeten wir Martinique zu sehen; allein wir irreten uns in unserer Rechnung. Dieses wurde den Flüssen zugeschrieben. Doch konnte niemand sagen, ob sie das Schiff gegen Osten oder Westen getrieben hätten. Da wir aber die Charten zu Hülfe nahmen, bildeten wir uns ein, daß, wenn der Fluß das Schiff gegen Westen zu getrieben hätte, wir zwischen den Granadillischen Inseln hätten vorbey kommen müssen, welches aber für unmöglich gehalten wurde, ohne sie zu sehen, maßen sie sehr nahe beysammen liegen, und die Passage daselbst wegen der Felsen sehr gefährlich ist. Wir glaubten also sicher, daß wir gegen Osten getrieben worden wären: wir ruderten also Südwest durch West. Nachdem wir aber bey dreyßig Meilen gerudert hatten, und

kein

kein Land erblickten, entschloßen wir uns, so lange gegen Norden zu segeln, bis wir die Breite von Porto Rico würden erreicht haben; wir kamen auch den 4ten Abends, an diese Insel. Wir wusten nun ganz gewis daß das Schiff in der Nacht zwischen den Granadillischen Inseln vorbey getrieben worden seyn müste, welches, wie leicht zu erachten ist, ein so ausserordentlicher Weg war, dergleichen wohl noch niemahls ein Schiff gemacht hat. Wir entschlossen uns nun zwischen den Inseln Porto Rico und St. Dominique vorbey, und auf das Cap Francois zuzusegeln. Wir lagen daher diese Nacht stille: des Morgens segelten wir längst dem Ufer hin, und ungefähr um zehen Uhr, da ich auf dem Verdeck herumgieng, kam der Capitain Cheap aus der Kajute heraus und sagte, daß er so eben ein Fäßigen mit Böckelfleisch vor dem Schiff vorbey habe schwimmen sehen; daß er gewis glaube, daß solches vor kurzem über Bord sey geworfen worden, und daß er wetten wollte, wir würden in kurzer Zeit einen englischen Creutzer zu sehen bekommen. Wir sahen auch wirklich anderthalbe

Stunden darauf auf dem Verdeck zween Segel, und bemerkten, daß sie uns einzuholen suchten. Die Franzosen und Spanier am Bord fiengen an, sich sehr zu beunruhigen, indem es sehr Windstille wurde. Da uns die Schiffe etwas näher kamen, erkannten wir sie für zwey englische Kriegsschiffe. Sie kamen endlich auf uns zu. Jedermann in unserm Schiffe, gab alle Hofnung auf, demselben zu entrinnen; die Officier waren in ihren Kajuten beschäftiget, alles, was sie von Kostbarkeiten hatten, zu sich zu stecken; und viele von ihnen, brachten mir kleine Klumpen Gold, und baten mich, solche zu nehmen, weil sie mir solche lieber vergönnen wollten, als denen, die uns verfolgten. Ich gab zur Antwort, es sey noch Zeit genug dazu, ohngeachtet ich glaubte unser Schiff sey so gewis verlohren, als ob die Engländer bereits am Bord wären. Es war helles Mondenlicht, und wir waren alle Augenblicke gewärtig, die Schiffe auf uns zukommen zu sehen. Wir sahen aber nichts von ihnen in der Nacht, und zu unserm grösten Erstaunen, sahen wir auch des Morgens selbst auf dem Mast, keines

von

von ihnen. Auf diese Weise verlohren diese Creutzer eine der reichesten Prise, welche sie hätten haben können, wenn sie solche noch ein paar Stunden länger verfolget hätten. Wir hatten ausser der andern kostbaren Ladung beynahe zwey Millionen Thaler am Bord. Wir erreichten endlich das Cap Francois und legten uns in dem Hafen daselbst vor Anker.

Wir hatten auf dieser langen Reise nicht einen einigen Mann verlohren; ich erinnere mich auch nicht, daß ein einiger auf dem ganzen Wege krank geworden wäre; Hier aber wurden verschiedene krank, und drey bis vier starben. Denn es ist in Westindien nirgend so ungesund als hier. Das Land aber ist sehr schön, und gut angebaut. Nachdem wir eine Zeitlang hier gewesen waren, bekamen wir Befehl dem Gouverneur aufzuwarten, welches wir auch thaten. Er begegnete uns aber so verächtlich, als ob wir seine Sclaven gewesen wären, und hieß uns gar nicht einmal niedersetzen.

Zu Ende des Augusts kam ein französisches Geschwader an, so aus fünf Kriegsschiffen bestand, und von Herrn L' Etanducre commandirt wurde, welcher die Kauffarthey-Schiffe nach Frankreich begleiten sollte. Weder er, noch seine Officiers bekümmerten sich um den Capitain Cheap, ohngeachtet wir sie alle Tage am Ufer antraffen. Als wir einstens zu Abends mit dem Capitain unsers Schiffs an Bord giengen, sprang ein Matros von des Herrn L' Etanducre Geschwader in unser Boot, und befahl, daß man ihn an Bord seines Schiffes bringen sollte, und ließ uns zwo Stunden an dem Gestade warten, ehe das Boot zurucke kam. Wir giengen den 6ten September in Gesellschaft der fünf Kriegsschiffe und verschiedener anderer Kauffarthey-Schiffe in die See. Den folgenden Tag sahen wir ein Raub-Schiff von Jamaika, welches die Absicht hatte, in der Nacht einige von unsern Schiffen anzugreiffen. Herr L' Etanducre sahe sich daher genöthiget, den Schiffen zu befehlen, daß sie nahe bey ihm bleiben sollten, wodurch aber verschiedene derselben beschädiget wurden, die

mit

mit Mühe konnten ausgebessert werden. Nachdem uns der Seeräuber einige Zeit verfolget hatte, so verließ er uns endlich, weil er wohl sahe, daß er seinen Zweck nicht würde erreichen können. Den 27. October erreichten wir das Cap Ortegal; und den 31sten lagen wir in dem Hafen vor Brest vor Anker. Hier wurde unser Geld unverzüglich ausgeladen, und die Officiere und Matrosen, welche so viele Jahre von ihrem Vatterlande entfernet gewesen, eilten mit Freuden an das Ufer. Niemand blieb am Bord, als ein paar Soldaten, die das Schiff nun bewachten, und wir drey englische Gefangene, weil man uns die Erlaubniß nicht ertheilet hatte an das Ufer zu kommen. Das Wetter war erstaunlich kalt, welches uns um so viel beschwerlicher war, da wir so lange in einer heissen Gegend gewesen waren; und was das schlimmste dabey war, so waren wir mit keinen warmen Kleidern versehen. Wir hatten weder Feuer noch Licht, massen solches keinem Schiffe in dem Hafen erlaubet wird. Einige Officiere von unsern Schiffe waren so gütig, uns alle Tage Lebens-

mittel zu schicken, weil wir sonst hätten erhungern müssen; denn der Intendant ließ nie nach uns fragen. Wir musten von fünf Uhr an Abends im Finstern sitzen; und wenn wir um diese Zeit etwas essen wollten, so musten wir es vorhero neben uns setzen, weil wir es sonst nicht mehr würden gefunden haben.

Auf diese traurige Art, brachten wir sieben bis acht Tage hin, als einstens an einem Morgen ein Boot mit einigen andern englischen Kriegsgefangenen an das Schiff kam. Wir bekamen Befehl in eben dieses Boot zu steigen, und wurden sodann mit ihnen nach Landernaco geführet. In dieser Stadt wurden wir auf unsere Parole frey gelassen; wir quartirten uns also so gut ein, als wir konnten, und lebten drey Monate sehr vergnügt; Endlich kam Ordre von den spanischen Hofe, daß man uns mit dem ersten Schiffe die Freyheit geben sollte, nach Hause zu reisen. Als wir hierauf hörten, daß zu Morlaix ein holländisches Schiff segelfertig liege, mietheten wir uns Pferde, und ritten dahin. Wir mu-

sten

sten aber sechs Wochen daselbst liegen bleiben, ehe wir unter kommen konnten. Endlich miethe-ten wir uns auf ein anders Holländisches Schiff, und machten mit den Schiffer aus, daß er uns zu Dover an das Land führen sollte. Als wir daselbst angekommen waren, nahmen wir so gleich Postpferde, und ritten nach Canterbury. Der Capitain Cheap war so müde, daß er sich diese Nacht nicht weiter zu reiten getrauete. Am folgenden Morgen sezte er sich nebst Herrn Hamilton in eine Postchaise, ich aber ritte. Ich langte endlich zu London an, wo ich eine Kutsche miethete, und in die Marlboroughstrasse fuhr, woselbst meine Freunde wohneten, als ich England ver-lassen hatte. Als ich aber dahin kame, fand ich das Haus verschloßen. Weil ich so lange vom Hause weg war, und nichts von meinen Verwandten gehöret hatte, wuste ich nicht wo ich mich hinwenden, noch wie ich den Kutscher bezahlen sollte. Endlich erinnerte ich mich an einen Leinwandladen in der Nähe, wo unsere Familie bekannt war. Ich ließ mich dahin fahren, und als ich mich zu erken-

nen

nen gegeben, bezahlten sie den Kutscher. Ich fragte sodann nach unserer Familie, und erfuhr daß meine Schwester den Lord Carlisle geheyrathet habe, und gegenwärtig in Sohosquar wohne. Hierauf verfügte ich mich dahin und klopfte an dem Hause an; allein weil meine Figur, indem ich halb spanische, halb französisch gekleidet war, dem Thorwärter seltsam vorkam, machte er mir die Thür vor der Nase zu; endlich aber ließ er mich doch hinein. Meine Leser können sich leicht einbilden, daß mich meine Schwester mit Verwunderung und Freude werde aufgenommen haben. Sie versorgte mich so gleich mit Geld und setzte mich in den Stand mich wieder ordentlich zu kleiden, und unter meinen Landsleuten zu erscheinen; und so endigten sich die ausserordentlichen Auftritte, welche eine Reihe unglücklicher Begebenheiten, über fünf Jahr lang, veranlasset hatten.

ENDE.

D769
B996e